Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **45 (1967-1968)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 1 8001 Zürich 45. Jahrgang Nr. 3 Juni 1967 Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:	Universitätstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30	Druck und Versand:	Inserate:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni) Urs Rüegg / Sepp Moser (Poly)	Auflage 16 000 — Verkaufspreis Fr. –.80 Redaktionsschluss Nr. 4: 28. Juni 1967	Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telephon 23 83 83

Halbe Hilfe — keine Hilfe

Schlechte Aussichten für die Hochschulförderung

Das Eidgenössische Departement des Innern hat den interessierten Stellen den Vorentwurf eines Gesetzes über die Hochschulförderung zur Vernehmlassung zugeleitet. Das Gesetz soll die Grundlage für eine effektvolle Unterstützung unserer Hochschulen durch den Bund bieten.

Leider zeigt es sich, dass die Empfehlungen des in den Jahren 1961 bis 1964 im Auftrage des Bundes erarbeiteten sogenannten Labhardt-Berichtes in dem neuen Gesetz kaum berücksichtigt sind. Der Rat der Kommission Labhardt, die sich ausschliesslich aus Wissenschaftlern ersten Ranges zusammensetzte, ist nicht befolgt worden. Die Empfehlungen der Kommission und die zwischen ihnen und dem Gesetzesentwurf bestehenden Diskrepanzen sind das Thema dieses Beitrages.

mo – Seit dem 29. Mai 1874 hat der Bund die Möglichkeit, die kantonalen Hochschulen unseres Landes zu unterstützen. Am 16. Juni 1966 wurde mit der Bewilligung eines Uebergangskredites von 200 Millionen Franken erstmals von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Dazwischen liegen ziemlich genau 92 Jahre.

Den Anlass zur Gewährung dieses allerdings sehr bescheidenen Kredites und damit zur Beendigung der fast ein Jahrhundert währenden Inaktivität des Bundes gab der »Bericht der Eidgenössischen Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung« vom 29. Juni 1964, nach dem Kommissionspräsidenten kurz Labhardt-Bericht genannt. Der Labhardt-Bericht, wohl das bedeutsamste Dokument im Hinblick auf die heutigen Hochschulprobleme unseres Landes, enthält auf 260 Seiten eine mit wissenschaftlicher Akribie zusammengetragene Analyse des schweizerischen Hochschulwesens, eine ebenso gründliche Abschätzung der zukünftigen Entwicklung und schliesslich konkrete Vorschläge für die notwendige, vom Bund zu gewährende Hilfe.

Die Lektüre des Berichtes zeigt es: die 92jährige Inaktivität des Bundes war unverantwortlich. Während sich das Parlament dem Dornröschenschlaf des Selbstgerechten hingab, entwickelten sich die Dinge bis zum Vorstadium der Katastrophe. Besonders in den letzten Jahren verschärfte sich die Situation rasant: die Studentenzahlen wuchsen ab 1955 beinahe exponentiell an, die Anforderungen der sich enorm rasch entwickelnden Wissenschaft stiegen gewaltig – die Hochschulen indessen, der zum Ausbau nötigen Finanzen entbehrend, blieben die alten.

Das Ergebnis der kurzsichtigen Vogel-Strauss-Politik: Ueberfüllte Hörsäle, Seminarien und Laboratorien, in denen kaum noch gearbeitet werden kann; zuwenig und nicht durchwegs genügend qualifiziertes Lehrpersonal; die drohende Gefahr, dass die wissenschaftliche Forschung unseres Landes den Anschluss an die Entwicklung verlieren könnte. Mit anderen Worten: Die Schweiz ist auf dem besten Weg, zur wissenschaftlichen Provinz zu werden – selbstverschuldet.

Labhardt: Aufrüttelnde Zahlen

Die Labhardt-Kommission fasste diese beunruhigende Situation in nüchterne Zahlen.

- Die Zahl der Studierenden betrug im Winter 1956/57 16 500 und im Winter 1965/66 bereits 32 900. Bis 1975 wird sie sich auf rund 53 000 erhöhen.
- Die steigenden Studentenzahlen und die wachsenden Anforderungen der Wissenschaft verlangen eine Erhöhung der Anzahl Dozenten und wissenschaftlicher Mitarbeiter von 3500 im Winter 1962/63 auf 6370 im Jahre 1975, also um mehr als 80% innerhalb von 12 Jahren.
- Mit diesem personellen Ausbau muss der bauliche Schritt halten; dies bedingt bis 1975 Bauten im Umfange von 10 bis 11,5 Millionen Kubikmeter.
- Finanziell bedeutet dies, dass die jährlichen Ausgaben für die Schweizer Hochschulen von 212 Millionen Franken im Jahre 1962 *bis 1975 auf rund eine Milliarde*, davon 800 Millionen für die kantonalen Hochschulen, ansteigen werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die acht Hochschulkantone, von denen erst noch drei als »mittel finanzstark« gelten und ein weiterer »finanzschwach« ist, niemals imstande sein werden, diese 800 Millionen pro Jahr allein aufzubringen – ganz abgesehen davon, dass eine Beteiligung der anderen 17 Kantone angesichts der gesamtschweizerischen Bedeutung der Bildungsanstalten und ihrer Tätigkeit billige Solidaritätspflicht ist. Hier muss also der Bund helfend einspringen. Nach den Vorschlägen der Kommission Labhardt sollte er rund 50% der anfallenden Ausgaben berappen, was für die Periode 1969–74 *Gesamtsubventionen von rund 2295 bis 2475 Millionen* ergeben würde, wobei 795 Millionen als Beiträge an die Betriebskosten und die restlichen 1500-1680 Millionen als Investitionshilfen gedacht sind. Diese Zahlen – sie wurden im Jahre 1964 errechnet – basieren auf der Voraussetzung, dass im Zeitraum 1965-68 bereits 260 bis 280 Millionen als Betriebskostenhilfen und weitere 230 Millionen für Investitionen, mithin also zusätzliche 490 bis 510 Millionen zur Verfügung gestellt worden wären. Da dies nicht der Fall ist (der Uebergangskredit für die Jahre 1966-68 beträgt lediglich 200 Millionen, und für 1965 wurde überhaupt nichts bezahlt), dürften sich die zuerst genannten Zahlen um einen erklecklichen Betrag *nach oben verschieben.*

Die Labhardt-Kommission hielt diese Beträge für *absolut notwendig*, um a) den beträchtlichen *Rückstand* der Investitionen (zu kleine Bauten, ungenügend ausgerüstete Laboratorien, unbefriedigende Arbeitsplätze für Forscher usw.) aufholen und b) unsere Hochschulen, einmal dem hohen Niveau der führenden Nationen angeglichen, auf diesem Stand halten zu können. Dass der Investitionsrückstand von der Kommission als besonders gravierend angesehen wurde, zeigt die Tatsache, dass der für Anlagen vorgesehene Teil der Bundeshilfe *den für den Betrieb bestimmten um das Doppelte übersteigt* (ca. 1600 Millionen gegenüber knapp 800).

	Bericht Labhardt (Mio. Fr.) a	Vorschlag Bund (Mio. Fr.) b	b / a
Gesamtsubvention 1969–74	2295–2475	1150	50%
davon: – Grundbeiträge	795	550	70%
– Investitionsbeiträge	1500–1680	600	38%
Verhältnis Grundbeiträge/Investitionsbeiträge	1:2	10:11	

Vergleich einiger Zahlen des Gesetzesentwurfes mit den entsprechenden Vorschlägen der Labhardt-Kommission.

Die Warnungen werden nicht beherzigt

Soweit die Kommission Labhardt. Wer geglaubt hatte, ihre warnenden Vorschläge würden von Regierung und Parlament unseres wohlhabenden Staates zum Massstab für ihre Beschlüsse genommen, sah sich jedoch schon bald arg getäuscht. Die erste unangenehme Ueberraschung war der recht kärgliche Uebergangskredit von ganzen 200 Millionen Franken (Labhardt-Vorschlag für die gleiche Periode: etwa 500 Millionen), mit dem die Zeit bis zur Inkraftsetzung eines endgültigen Gesetzes, d. h. die Jahre 1966–68, überbrückt werden sollte. Selbst die gewiss nicht antigouvernemental eingestellte »Schweizerische Hochschulzeitung« hielt 100 Millionen pro Jahr, für drei Jahre also 300 Millionen für das absolute Minimum.

Dieser ersten Ernüchterung ist nun die zweite gefolgt: der *»Vorentwurf eines Bundesgesetzes über die Hochschulförderung«*. Das Dokument wurde vom Eidgenössischen Departement des Innern im April 1967 zur Vernehmlassung an die interessierten Stellen geleitet; nächstes Jahr soll sich eine parlamentarische Kommission seiner annehmen, und 1969 soll es in Kraft treten. Das Gesetz ist soweit klug aufgebaut und hat nur einen Fehler: die vorgesehenen Beträge für die Unterstützung unserer Hochschulen liegen samt und sonders weit unter denjenigen des Labhardt-Berichts, ja sogar unter den vom »linientreuen« Schweizerischen Wissenschaftsrat geschätzen Ansätzen. Konkret: für die erste Beitragsperiode 1969–74 sind *total 1150 Millionen Franken* vorgesehen (Labhardt: mindestens 2300 Millionen), davon für Grundbeiträge bzw. Betriebskosten 550 Millionen (Labhardt: 795 Millionen) und für Investitionen 600 (ca. 1600) Millionen.

Wer diese Zahlen liest und die Verhältnisse an unseren Hochschulen kennt, muss konsterniert sein: genau 1150 Millionen Franken oder durchschnittlich 192 Millionen pro Jahr (in Wirklichkeit sollen die Jahresraten mit 60 Millionen beginnen und dann ansteigen) sind dem Bund unsere Hochschulen also wert. Das ist *in sechs Jahren anderthalbmal weniger als allein im Jahre 1966 für Verteidigungszwecke ausgegeben wurde*, 100 Millionen weniger als der Bund im vergangenen Jahr an Warenumsatzsteuer kassiert hat, oder fünfeinhalbmal weniger als die Nationalstrassen im letzten Jahr gekostet haben. Diese Gegenüberstellungen stimmen betrüblich. Sind das die Prioritäten, nach denen unser Staat geführt wird? Sind die verantwortlichen Instanzen tatsächlich der Meinung, 1,15 Milliarden, auf sechs Jahre verteilt, genügten, um den der Schweiz zufallenden Beitrag an das Wissen der Welt sicherzustellen? Ganz so billig ist die Sache nicht!

Ausser dem völlig ungenügenden Gesamtbetrag beunruhigt uns das *Verhältnis der Betriebsbeiträge zu den Investitionsbeiträgen*. Während die ersteren mit 550 Millionen dotiert werden sollen, sind für die letzteren nur wenig mehr, nämlich 600 Millionen vorgesehen. Nach den Vorschlägen der Labhardt-Kommission sollte dieses Verhältnis etwa 1600:800 betragen. Der Antrag des Departementes des Innern ist um so weniger verständlich, als ausgerechnet in den Investitionen, lies Neubauten, der Schlüssel zur Korrektur des heute bestehenden Rückstandes liegt. Dieser Nachholbedarf stellt in zunehmendem Masse eine Gefahr für den wissenschaftlichen Rang der Schweiz dar; dies wiegt umso schwerer, als ein Nachhinken unseres Landes hinter der Erkenntnis der Welt erstens allmählich irreversibel wird und zweitens so gut wie alle Bereiche unseres Lebens tangiert. Deshalb sollte – so möchte man meinen – das Hauptgewicht der bevorstehenden Unterstützung auf die Sanierung bereits bestehender und immer gefährlicher werdender Unzulänglichkeiten gelegt werden. Ob sich diese Aufgabe mit 600 Millionen Franken in sechs Jahren bewältigen lässt, wagen wir zu bezweifeln. Denn die Zeit bleibt nicht stehen, und die Ansprüche werden weiter steigen.

Das Gesetz steht erst im Vernehmlassungsverfahren, und dieser Umstand gibt Anlass zu Hoffnung – zu der Hoffnung nämlich, dass sich die mit dem Vorentwurf angesprochenen Stellen, später die parlamentarische Kommission und als letzte Instanz (wenn man von einem möglichen Referendum absieht) das Parlament selber ihrer Verantwortung bewusst werden und eine massive Erhöhung der Subventionsbeiträge durchsetzen.

Kibbuz Kwutzat Degania mit Tiberiassee. (Wir verweisen Sie auf unseren Artikel »Briefe aus einem Kibbuz« auf Seite 15 in dieser Nummer.

Offiz. israelisches Verkehrsbüro

Kantonsschule Oerlikon — ein Bedürfnis

Am 2. Juli gelangt das Projekt für den Bau einer Kantonsschule in Oerlikon zur Abstimmung vor das Zürcher Volk. Da das Bedürfnis nach einem solchen Neubau auf der Hand liegt, hat sich der KStR entschlossen, diese Vorlage im Namen der Studentenschaft aktiv zu unterstützen: Wir sind dem Aktionskomitee »Pro Kantonsschule Oerlikon« beigetreten.

In der Ueberzeugung, dass es uns Studenten besser ansteht, auch praktisch mitzuhelfen, wenn unser Interessenkreis berührt wird, als nur Forderungen aufzustellen, setzen wir uns für dieses Projekt ein, das uns aus verschiedenen Gründen dringlich erscheint.

Die zunehmende Bautätigkeit des Kantons im Erziehungswesen stösst in breiten Volksschichten auf leider immer grösser werdenden Widerstand. Dies ist um so bedauerlicher, als man sich darüber im klaren sein muss, dass das Projekt Oerlikon nicht das Ende einer Bauserie bildet, sondern im Gegenteil die nächsten Jahre eine noch verstärkte Aktivität im Hochschulsektor bringen werden.

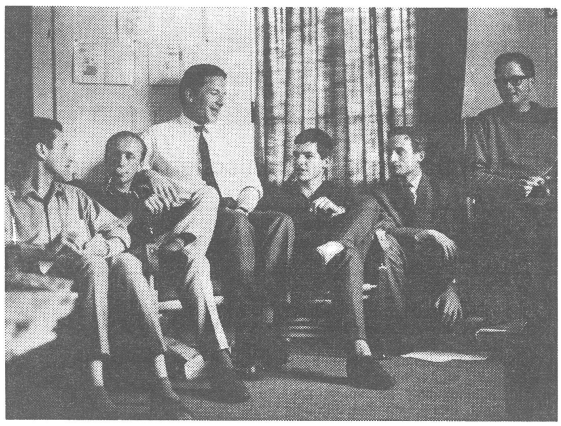
Der Bau dieser neuen Mittelschule berührt unsere Interessen direkt, weil dabei auch für die Universität etwas herausschaut: *auch nach der Vollendung des Rämibühlschulhauses wird es nur durch die Kantonsschule Oerlikon möglich sein, dass das Areal der jetzigen Kantonsschule endgültig für die Universität frei wird.*

Die mögliche Frage der Gegner, warum das Schwergewicht diesmal nicht auf das Zürcher Unterland gelegt wurde, nachdem Zürich mit dem Rämibühlschulhaus bereits ein neues Mittelschulzentrum bekommen hat, ist leicht zu beantworten. Die Lösung wird durch die heutige Verkehrssituation in jener Region eindeutig gegeben: Für einen grossen Teil des Zürcher Unterlandes ist die Zufahrt nach Bülach heute noch wesentlich komplizierter als diejenige nach Oerlikon.

Sollte diese Vorlage vom Volke verworfen werden, so ist erfahrungsgemäss mit einer Wartefrist von 7 bis 8 Jahren zu rechnen, bis ein abgeändertes Projekt wieder vorgelegt werden kann. Wer die Kantonsschule Oerlikon ablehnt, hat noch lange nicht seine Zustimmung zu einem anderen Projekt gegeben: Ein anderes Projekt ist noch nicht baureif. Somit wäre jede Bautätigkeit auf diesem Sektor lahmgelegt.

Deshalb ist es Sache eines jeden Zürcher Studenten, unter Freunden und Bekannten für den Bau der Kantonsschule Oerlikon zu werben!

Kleiner Studentenrat der Universität Zürich



Aus dem Familienalbum des VSETH: Von links nach rechts: Ruedi Jäggi, VPS (Vizepräsident für Soziales); Caspar Wenk VPK (Kulturelles); Niklaus Gassmann, das Familienoberhaupt; Andreas Oschwald, VPI (Internationales); Jean-Michel Bouchard, der neue Quästor; Gunnar Ludin, Vizepräsident. Ganz rechts aussen würde sich auch noch der VPH (Hochschulangelegenheiten), Marco Genoni, befinden, wenn er zur Zeit der Aufnahme auf dem VSETH gewesen wäre.

Gespräch mit Nick Gassmann

Der neue Präsident des VSETH, Niklaus Gassmann, hat sich innerhalb von zwei Monaten – der Zeit seit seinem Amtsantritt – in seine Arbeit eingeschafft. Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, ihm einige Fragen zu stellen. Es geht uns dabei um drei Themen: Um den jetzigen Standort des VSETH gegenüber der Hochschulbehörde, um das Programm des VSETH und um die Stellung des VSETH gegenüber unsern westschweizerischen Kommilitonen, angesichts des Konfliktes im VSS.

zürcher student: Zum Anfang könntest Du kurz das Ziel und den Zweck des VSETH erklären, mit andern Worten: Was tut Ihr für den Studenten – und, das ist eine zweite Frage: – wie erreicht Ihr Eure Ziele?

Niklaus Gassmann: Ganz allgemein gesagt, der VSETH will dem Studenten das Studieren erleichtern, und zwar in jeder möglichen Hinsicht. Wir erreichen unsere Ziele in Sachen Studium durch Kontakt mit den Schulbehörden, mit dem Rektor und dem Rektoratssekretär.

zs: Worin besteht diese Kontaktnahme, und wie sind die Beziehungen zur Zeit bestellt?

NG: Ich kann nur sagen, dass wir zur Zeit ganz ausgezeichnet mit den Schulbehörden stehen; wir arbeiten ja alle auf gleiche Ziele hin, so ist wenigstens unser Eindruck, den wir immer wieder haben beim Gespräch mit dem Rektor. Und gerade hier möchte ich noch erwähnen, dass wir dank dem uns stets wohlgesinnten Baukoordinator der ETH, *Herrn Maag*, guten Einblick in die Bauvorhaben der Hochschule haben, so zum Beispiel in das Projekt der Studentensiedlung Hönggerberg.

zs: Bestehen irgendwelche – eventuell in Statuten verankerte – gegenseitige Abkommen zwischen der ETH als Institution und Euch, die Euch irgendwelche Rechte einräumen, oder aber Euch binden?

NG: Nein, so etwas besteht nicht. Unser Kontakt ist kein institutionalisierter, kein formeller, und dies – so glauben wir – ist besser so; wir sind dem Rektorat gegenüber zu nichts verpflichtet, doch wegen des guten Einverständnisses können wir in vielen Dingen mitreden. Als Gegensatz dazu möchte ich hier die studentische Exekutive der Uni – den KStR – erwähnen. Der »Kleine Studentenrat« ist, so wollen es die Statuten, in den Apparat der Uni fest eingefügt. Um die Rechte, die die offizielle Studentenvertretung hat, ist es aber nicht besser bestellt, als um die unsrigen, sie bekommt Last und Verpflichtung gegenüber dem Rektorat und den Behörden viel mehr zu spüren. An einem Beispiel sei gezeigt, wie sich das negativ auswirken kann: Der jeweilige KStR-Präsident bemüht sich schon seit vielen Jahren immer wieder, bei der Immatrikulationsfeier der neueintretenden Studenten eine Rede halten zu dürfen. Bisher ist er aber mit seinem Wunsch noch nicht angekommen. Am Poly hingegen ist die Rede des VSETH-Präsidenten am ersten Tag des neuen Semesters nicht mehr wegzudenken, sowohl für den VSETH als auch für das Rektorat.

zs: Kannst Du die wichtigsten Ziele, die Dir für Deine Amtszeit vorschweben, kurz umreissen?

NG: Gerne, fangen wir gerade beim am weitesten gesteckten Ziel an: Da ist vor allem das »Union-House« zu erwähnen, ein Haus der Studenten. Es soll sämtliche Büros der Studentenschaften auf dem Platz Zürich enthalten, ferner eine Beiz für Studenten, die ohne Gewinn arbeiten soll, und die – im Gegensatz zur Mensa – auch alkoholische Getränke ausschenken soll. Weiterhin ist von *Dr. Bosshardt* vorgeschlagen worden, dort ein *Hallenschwimmbad* unterzubringen, und zum Schluss, bzw. im Hause zuoberst, einige kleinere Wohnungen für die »höchsten Funktionäre«. Der VSETH beginnt jetzt Pläne für die Ausführung auszuarbeiten und – zu sparen: denn 10–15% der erforderlichen Bausumme wollen die Studentenschaften selbst aufbringen.

Als weiteren wichtigen Punkt in unserm Projekt möchte ich das Studentenfoyer erwähnen. Das Foyer soll ein Aufenthaltsraum mit verschiedenen Unterhaltungsmöglichkeiten für Studenten werden, also mit einer Lesecke, einem Fernsehapparat und mit Billard- und Ping-Pong-Tischen.

zs: Wo soll dieser Unterhaltungsraum untergebracht werden?

NG: Vorgesehen ist, ihn im Hause der Kosta (Leonhardstrasse 27) im untersten Stockwerk zu plazieren und auch die Verantwortung der Kosta zu übergeben. – An dieser Stelle möchte ich es nicht versäumen, mein Lob auf die Kosta auszudrücken; sie ist eine unserer am besten funktionierenden Kommissionen.

zs: Wir sprachen vorhin über das Vorgehen des VSETH gegenüber den »Offiziellen«, mit dem der VSETH sich seine Ziele erkämpft, ein zweifellos gelindes, ja beinahe anpasserisches Vorgehen. Soviel ich weiss, sind die Methoden, mit denen unsere westschweizerischen Kommilitonen arbeiten, alles andere als gelind: sie stehen in Opposition zu den Behörden. Dieser Unterschied zeigte sich ja dieses Jahr wieder am VSS-Kongress. Wie stellt sich der VSETH dazu; würde er diese Methoden auch anwenden, wenn er gezwungen würde, in Opposition zu treten, und was hält der VSETH von den von den Welschen errungenen Zielen, also zum Beispiel vom »Présalaire«? (An der Universität Genf erhält seit kurzem der im Kanton Genf gebürtige Student als »Travailleur intéllectuel« ein Monatsgehalt; die Studiengelder sind sowieso abgeschafft worden.)

NG: Angesichts der Tatsache, dass der Kanton, beziehungsweise – im Falle der ETH – der Bund, alljährlich für jeden Studenten ungefähr zehntausend Franken auslegt, und dass das System des »Présalaire« nur auf Studenten aus dem Kanton Genf angewendet wird, die das Geld sicher nicht einmal am nötigsten gebrauchen, sind wir gegen das »Présalaire«. Andrerseits sind wir für ein voll ausgebautes Stipendienwesen, nur dies ermöglicht eine selektive Erfassung derjenigen Studenten, die das Geld wirklich benötigen. Dazu kommt, dass der Kanton den Studenten etwas in der Zange hat; er könnte Druck auf den Studenten ausüben. Ich weiss nicht genau, wieweit die Verpflichtungen des Studenten gegenüber dem Kanton im Falle von Genf gehen.

zs: Was hält Ihr von einer Unterstützung in der Form zinsloser Darlehen?

NG: Darlehen verpflichten den Studenten in anderer Hinsicht, sie belasten ihn nach dem Studium, da er sie zurückzahlen muss; das kann man von einem Studenten, dessen Weg man nach dem Studium nicht kennt, und er womöglich auch nicht, nicht verlangen, wie gesagt, besser sind Stipendien.

zs: Eine andere Möglichkeit für den Studenten, Geld zu verdienen, ist der »Job«. Soviel ich weiss, stossen immer wieder die, die es doch meist gerade am nötigsten brauchen, Ausländer aus den sogenannten Entwicklungsländern auf Schwierigkeiten mit der Fremdenpolizei bei der Beschaffung einer Arbeitsbewilligung.

NG: Sehr richtig. Der VSS plant, ins Gespräch zu kommen mit der Fremdenpolizei, damit eine Arbeitsbewilligung für Studenten, die ja ihren Job nicht hauptberuflich ausüben wollen, leichter zu erhalten ist.

zs: Hoffen wir, dass dies gelingt. – Niklaus, vielen Dank für dieses Gespräch.

Urs Rüegg

zürcher student

Wie wir bereits in der letzten Nummer schrieben, wird auf Ende Wintersemester 67/68 einer der beiden Uniredaktoren von seinem Posten zurücktreten.
Erste Interessenten haben sich gemeldet. Wir suchen aber weitere mögliche

Nachfolger

Er soll sich noch dieses Semester einarbeiten können, damit er im Laufe des Winters fähig sein wird, selbständig Redaktionsarbeit zu bewältigen.

Interessenten (auch Interessentinnen sind willkommen) wollen sich bitte schriftlich an den KStR wenden: Dr. Faustgasse 9, 8006 Zürich.

FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP

»Wer über den Parteien sich wähnt
mit stolzen Mienen,
der steht zumeist vielmehr
beträchtlich unter ihnen.«

Gottfried Keller, »Parteileben«

Politik treiben heisst für uns alle nichts mehr und nichts weniger, als sich um die Geschicke unseres Landes und Volkes kümmern. Es ist dies Politik verstanden in einem sehr weiten Sinne.

Nun kann man aber an den Geschicken eines Landes oder eines Volkes auf mannigfache Weise Anteil nehmen. Wieso gerade in der Politik, von der viele behaupten, sie sei eher ein unsauberes Geschäft und verderbe zudem noch den Charakter?

In unserer Demokratie ist das Volk der Souverän. Jeder von uns ist somit als Teil dieses Volkes untrennbar mit den Schicksalen unseres Landes verbunden. Dessen Wohl und Not betrifft jeden einzelnen. Insofern hat auch jeder einzelne Pflichten und Interesse gegenüber unserem Land.

Wer die Richtung der Politik mitbestimmen will, der muss sich mit den öffentlichen Dingen etwas intensiver befassen. Durch die **Mitarbeit in einer Partei,** die seinen Anschauungen entspricht, gewinnt man die heute unerlässliche Information und Orientierung über die Zeitprobleme. Daneben findet man Gelegenheit, die eigene Meinung zur Geltung zu bringen und Initiative zu entwickeln.

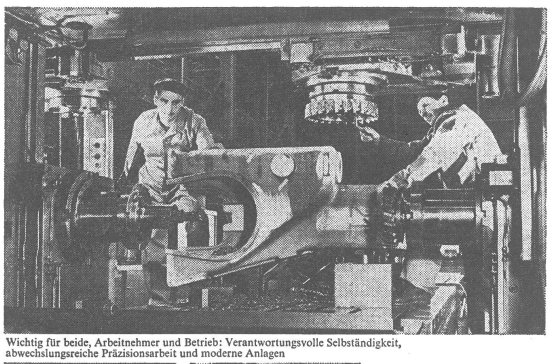
Eine solche Haltung scheint uns eindeutiger und nützlicher als ein **blosses Abseitsstehen.**

FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

Gross geworden in gegenseitigem Vertrauen

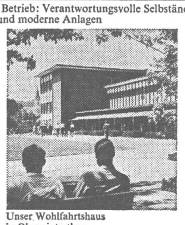
Gründungsversammlung der ersten schweizerischen Arbeiterkommission am 26. Februar 1890

Eduard Sulzer-Ziegler: «Zur Förderung des friedlichen Zusammenwirkens, des gegenseitigen Vertrauens und guten Einvernehmens mit der Arbeiterschaft bestellen die Herren Gebrüder Sulzer eine Arbeiterkommission.»



Wichtig für beide, Arbeitnehmer und Betrieb: Verantwortungsvolle Selbständigkeit, abwechslungsreiche Präzisionsarbeit und moderne Anlagen

Lehrmeister sind verständnisvolle Helfer und geben ihre Erfahrung weiter



Unser Wohlfahrtshaus in Oberwinterthur

SULZER
WINTERTHUR

Die Hochschule in der Gesellschaft

Zur Frage der Cogestion / Von Ruedi Bautz

Wenn heute ein Student nach dem Berufsziel gefragt wird, und er weiss keines anzugeben, so wirkt das immer etwas peinlich. Früher hingegen waren sie stolz, die Scholaren, dass sie einzig Einsicht und Erkenntnis suchten: Ausbildung war nicht ihre Sache. Als sich Lehrer und Schüler in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Bologna und Paris zur »universitas magistrorum et scolarum« zusammenschlossen, wollten sie die Wissenschaft um ihrer selbst willen betreiben. Sie organisierten sich in korporativen Genossenschaften. Ihr autonomer Status schützte sie vor staatlichen Eingriffen. Noch Humboldt weist später auf die grundsätzlich gleichberechtigte Gelehrtengeselligkeit von Professoren und Studenten hin. Das Ideal war die »Begegnung Gleichberechtigter in einem sokratischen Dialog, in dem jeder gibt, keiner nur nimmt (und die Professoren und Studenten), sich in ihrer Verschiedenartigkeit ergänzen« (Schelsky*).

In unseren Tagen ist »sokratisches Gespräch« nicht mehr möglich. In überfüllten Hörsälen und Seminarien lassen sich nur Monologe vernehmen: einer doziert, und viele, auf die antiquierten Lehrformen früherer Zeiten zurückblickend, ärgern sich über den »gegenwärtigen Massenbetrieb« an unseren Hochschulen. Sie vermissen heute die aristokratische Würde der Universität.

Nicht nur die grosse Zahl der Studenten verhindert, dass das geeignete Lehrgespräch zustande kommt; und die Vermutung, dass die Studenten unfähig seien, dass damit das Niveau der Ausbildung sinke, ist böswillig. Ebensowenig ist die Schuld für den Massenbetrieb bei den Dozenten zu suchen. Man übersieht oft, dass die Universität als Gesamtheit – nach der industriellen Revolution mit ihren vielen gesellschaftlichen Umwälzungen – auch eine *andere Stellung in der Gesellschaft* einnimmt als in früheren Zeiten.

Vorerst ist einmal daran zu erinnern, dass es eine »Universitas« der Lehre nicht mehr gibt. Die sogenannten Ringvorlesungen sind nur ein verzweifelter Versuch, einen Rest von Universalbildung ins moderne fachwissenschaftliche Studium hinüberzuretten. Die wissenschaftliche Lehr- und Forschungstätigkeit findet heute in den Instituten statt. Dort erhält sie je nach Disziplin mehr und mehr den Charakter der Arbeit und Betriebsförmigkeit. Das Ziel ist Wissensproduktion und Wissensvermittlung.

Die Untersuchungsmethoden der modernen Forschung erfordern den Einsatz von Maschinen, Laboratorien, Bibliotheken, Personal und Gebäuden: Zur Wissensproduktion müssen die Produktionsmittel bereitgestellt werden. »Diese Bedürfnisse organisieren sich innerhalb der Universität als die in sich geschlossene Institution des Instituts . . .«, sagt Schelsky, und: »Mit dieser Betriebsförmigkeit der Forschung dringen Aufgaben und Kooperationsweisen in die Universität ein, die der genossenschaftlichen Gesellungsform von unabhängigen Individualitäten, auf der die klassische deutsche Universitätsverfassung beruht, strikte entgegengesetzt sind.« Schelsky bezeichnet die der modernen Spezialisierung und Technisierung der Wissenschaft vorangehende Art der Lehre und Forschung als eine »vorindustrielle Produktionsform der Wissenschaft«.

Max Weber diagnostiziert in den zwanziger Jahren diese Entwicklung als verwandt mit den Strukturen der Industrie- und Wirtschaftsgesellschaft. Schelsky spricht davon, dass eine arbeitsteilige, technisierte und spezialisierte Forschung Funktionsteilung, Arbeitsplanung und Arbeitsreglemente, Anordnungsbefugnis und Arbeitsdisziplin verlange. Die Resultate von Forschungen sind Ergebnisse eines organisierten Arbeitsprozesses. Sie sind nicht mehr die Leistung eines Einzelnen, sondern die eines Forscherkollektivs, eines Forschungs-»Betriebs«, das heisst: eines Instituts.

Diese Institute sind, wie gesagt, betrieblich organisiert. Das Kennzeichen einer betrieblichen Organisation ist neben starker Funktions- und Arbeitsteilung die *hierarchische Struktur:* Ein Direktor steht an der Spitze, ihm untergeordnet sind Hilfskräfte. Auf Universitätsverhältnisse übertragen heisst das: An der Spitze eines Instituts steht ein Professor, der normalerweise die Arbeit des Instituts organisiert und »managet«. Er verfügt über einen entsprechenden Etat und befiehlt die Hilfskräfte: Assistenten und Studenten. So ist »an die Stelle eines ‚sokratischen Dialogs' fast überall die hierarchisch gegliederte arbeitsteilige Kooperation der Forschung als Grundverfassung der in der Hochschule institutionalisierten Wissenschaft getreten«, und dies wird »praktisch von allen Seiten hingenommen« (Schelsky).

Ein anderer Autor, Ludwig Raiser, zeigt auf, dass diesem System jedoch schwere Nachteile anhaften, weil es für den Studenten »die totale Abhängigkeit von dem einen, allmächtigen ‚Chef'« bewirkt; eine Abhängigkeit, »in die diese jungen Menschen oft auf lange Jahre hinaus geraten«. Ein wenig förderliches System für die Entwicklung der Studentenpersönlichkeit!

Definition des Mitspracherechtes

In einem Dokument des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften ist die Cogestion (= Mitspracherecht) definiert worden:

Als Cogestion gilt jede institutionalisierte regelmässige Mitwirkung studentischer Gremien an der Verwaltung der Hochschule. Die quantitative Gestaltung der Cogestion (Grösse der Vertretung der Studentenschaft) und auch die qualitative (mit oder ohne Stimmrecht) spielt dabei keine Rolle.

Von Fall zu Fall einberufene Gespräche zwischen den Hochschulorganen und der Studentenschaft und ähnliche Tätigkeiten ad hoc gelten nicht als Cogestion in diesem Sinne.

Es muss darauf hingewiesen werden, dass diese allgemein gehaltene Definition deutlich von »regelmässiger Mitwirkung« spricht, die »institutionalisiert«, d. h. als Institution rechtlich in die Organisation der Hochschule eingefügt und garantiert ist.

Begründung des Mitspracherechtes

Durch die neue betriebliche Organisation der Institute ist das Gespräch zwischen Studenten und Dozenten ausserordentlich erschwert worden. Erstens ist die Zeit des Professors durch einen starren Vorlesungsplan und durch vielfältige organisatorische Verpflichtungen weitgehend gebunden. Wie könnte er noch jeden Studenten jederzeit persönlich betreuen? Wenn früher die »Begegnung Gleichberechtigter in einem sokratischen Dialog« ein Gespräch zwischen Professoren und Studenten förderte, so sind heute durch die Ausbildung einer Struktur des hierarchischen Abhängigkeitsverhältnisses die Gesprächskanäle verschüttet worden: Studenten und Professoren können nicht mehr frei und offen miteinander reden. Dies vor allem darum, weil der Student (in seiner Stellung der Abhängigkeit) den Professor fürchtet und weil der Professor (in seiner Stellung der Ueberordnung) die Autorität der Anordnungsbefugnis erhalten muss. Es ist aber ohne Zweifel so, dass Professoren und Studenten gemäss ihrer verschiedenen Funktion und Stellung an der Universität auch verschiedene Interessen vertreten. Wenn aber Interessengruppen, die zusammenarbeiten müssten, nicht die Möglichkeit haben zum ausgleichenden Gespräch, dann werden sich unzweifelhaft die Fronten verhärten: Es wird Konflikte geben, die durch Machtanwendung gelöst werden wollen, weil sie nicht durch offene und gemeinsame Gespräche gelöst werden konnten.

Es ist heute also unsere wichtige Aufgabe, die Gesprächskanäle zu schaffen, bevor es zu Konflikten kommt. Die Lehrenden sollen verpflichtet sein, die Meinung der Studenten zu hören, bevor sie eine Entscheidung über die Angelegenheiten der Studenten fällen. In groben Zügen sieht die Zusammenarbeit so aus, dass die Studenten (durch Vertreter) teilnehmen, wenn sich die Professoren eines Instituts oder einer Fakultät beraten. Andererseits nehmen die Professoren (durch Vertreter) teil, wenn die Studenten in ihren eigenen Gremien und Versammlungen das Ihrige besprechen.

Ebenen und Form der Mitsprache

Ohne dass dem kommenden studentischen Seminar vorgegriffen werde, seien hier einige Möglichkeiten der Mitsprache angetönt.

Wir eingangs erwähnt wurde, befindet sich die Universität *im Uebergang* zu einer betrieblichen Organisation mit hochdifferenzierter Arbeitsteilung in Instituten. Dazu ist zu bemerken, dass selbst innerhalb der Universität Unterschiede des Entwicklungsgrades bestehen, die berücksichtigt werden müssen: Die älteren Wissenschaften der Universitas, Philosophie, Theologie und Recht, haben weitgehend die alte Struktur erhalten, während die modernen technisch spezialisierten Wissenschaften der Phil. II das Prinzip der Betriebsstruktur übernommen haben. Verschiedene Disziplinen befinden sich im Uebergangsstadium: So die neusprachlichen Fächer, die Psychologie, die Nationalökonomie und andere.

Anderseits aber haben sich innerhalb der Universität die rechtlichen und ethischen Normen früherer Zeit erhalten. Die Organisation der Selbstverwaltung in ihren Einheiten, den Fakultäten, nimmt wenig Notiz von der Entwicklung fast autonomer betrieblich geführter Institute und von deren völlig veränderter Sozialstruktur. Rechtlich werden nur zwei Ebenen der Organisation der Universität angenommen, nämlich die Fakultät und die Gesamtuniversität. Praktisch existiert aber eine weitere Ebene, die der Institute, Seminarien und Fächer. Das Mitspracherecht müsste sich auf die verschiedenen Ebenen verteilen.

1. Auf der Instituts- und Fachebene

In Institutssitzungen, die regelmässig und institutionalisiert ein bis zweimal pro Semester einberufen werden, hätten Professoren, Assistenten und Studenten die Möglichkeit, die Ausgestaltung des Institutsbetriebes miteinander zu besprechen. Fragen, wie das Studium zu gestalten sei und wie von studentischer Seite der Lehrkörper unterstützt werden könne, wären zu behandeln: Fachliche Studienberatung durch ältere Studenten, Literaturzirkel, Diskussionskreise und Arbeitsgruppen.

Weiter könnten Fragen der Lehrpläne und des Studienprogramms besprochen werden: Aeltere Studenten könnten zusammen mit Assistenten und Professoren das Vorlesungsprogramm entwerfen und durch Umfrage bei den Studenten die Resonanz auf die bisherigen Veranstaltungen feststellen. Auch die Frage der Studienreform könnte angegangen werden: Wie sollen die Prüfungsordnungen zum Nutzen aller ausgestaltet werden? Und die Zwischenprüfungen? Weiter: Fragen der Berufsvorbereitung und der Eignungsfeststellung: Studenten könnten zusammen mit den Dozenten Vertreter der Praxis einladen und Gesprächsabende veranstalten. Als extreme Möglichkeit könnte man sich denken, dass Studenten besonders eingearbeitet werden, um als Beisitzer in Prüfungskommissionen zu wirken. Besonders um den Studenten bei der Prüfungsvorbereitung zu dienen.

2. Auf der Fakultäts- und auf Universitätsebene

Besonders eingearbeitete Studenten nähmen als Gäste (vorerst ohne Stimmrecht) an den Sitzungen der Fakultät, des Senats und des Senatsausschusses teil. Sie interessieren sich im wesentlichen für die Fragen, die bereits oben aufgezählt worden sind.

* *Helmut Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, Rowohlt 963*

Das GStR-Seminar in Dürrenäsch am 1. und 2. Juli 1967

Nachdem sich in letzter Zeit Motionen und Anfragen im Grossen Studentenrat gehäuft hatten, in denen die Cogestion zur Sprache kam, beschloss der Rat in einer seiner letzten Sitzungen, ein Seminar über diesen wichtigen Fragenkomplex abzuhalten.

Die erste Aufgabe am Seminar ist es, die verschiedensten Ansichten und Tatsachen über »Cogestion« in einem gemeinsamen Arbeitsgespräch zu vergleichen und einander gegenüberzustellen. Aus den übereinstimmenden Punkten soll dann eruiert werden, wie Studenten und Studentenschaft ihr Mitspracherecht aufbauen sollen.

Um nicht zu sehr am Fall Zürich hängen zu bleiben, versuchen wir, Referenten und Diskussionsteilnehmer aus der gesamten Schweiz zu gewinnen. Die Universität Konstanz, als jüngste Nachbar-Universität, vertritt das Ausland. Als Studenten können wir aber nicht sinnvoll über Cogestion reden, ohne dass unsere Partner, mit denen wir »Cogestion« wollen, auch *ihren* Standpunkt vertreten. Deshalb erwarten wir Rektoren, Dozenten und Verteter der Behörden.

Vor allem interessiert es uns, in welchen Formen bereits heute ein Mitspracherecht besteht. Diese Standortbestimmung soll am Samstag (1. Juli) durchgeführt werden. Die Referate werden dabei die Grundlagen für die folgende Diskussion liefern.

Am Sonntagmorgen sollen in Arbeitsgruppen konkrete Resultate erarbeitet werden. Mitverantwortung, Cogestion in der Fakultät, in den Instituten etc. sollen zur Sprache kommen.

Am Sonntagnachmittag werden in einer Schlussversammlung die Resultate der einzelnen Gruppen bekannt gegeben und, wenn möglich, zu einem einheitlichen Ergebnis zusammengefügt. Dieses Ergebnis wird dann in der nächsten GStR-Sitzung diskutiert und als Richtlinie an den KStR weitergegeben.

Das Seminar ist wie jede GStR-Sitzung öffentlich. Studenten (und natürlich auch Studentinnen), die sich gerne daran beteiligen möchten, sind herzlichst eingeladen. Ausser der Reise geht alles zu Lasten der Studentenschaft.

Wir möchten auch die Studentengruppen und Delegierten für Sachfragen und Kommissionen darauf aufmerksam machen, dass es uns nicht möglich ist, sie einzeln einzuladen, obwohl uns an ihrer Teilnahme sehr gelegen ist.

Anmeldungen sollen bitte bis am 20. Juni an das Sekretariat der Studentenschaft (Dr-Faust-Gasse 9) gerichtet werden.

Sven H. Michelsen
Aktuar des GStR

Kolibri — soll der schöne Vogel nicht mehr fliegen?

Von Peter Kienast

Die Basler Studentenschaft hat eben eine grosse Krise überwunden. Das Organ der Basler Studentenschaft, der einstmals munter flatternde, schillernde »Kolibri«, ist jetzt flügellahm geworden; er steckt nun mitten in seiner grossen Krise. – Wir Redaktoren geben es zu: Wir können es nicht verkneifen, mit einer gewissen Freude des unbeteiligten Zuschauers den Basler Wirren zuzusehen. Scherz, Satire und Ironie sind uns bitte nicht zu verübeln! Nicht mit ungemischter Freude jedoch können wir zusehen: Nur zu gut erinnern wir uns an die Goldenen »Kolibri«-Zeiten! Wir kommen nicht umhin, tiefere Bedeutung im jetzigen Leerlauf zu suchen: Was war die Ursache jenes raschen Niederganges, wer war schuld an der Krise, und wie hätte sie vermieden werden können? Mit gewisser Sorge fragen wir uns: Ist bei uns der Grund für eine baldige Krise nicht vielleicht schon jetzt gelegt, wann wird ein neugeborener »Kolibri« mit junger, ungebrochener Schadenfreude unser Grablied zwitschern können?

Bereits als sich im Oktober 1966 die ersten Anzeichen einer Krise abzeichneten, bestand die Redaktion des »Kolibri« aus den drei Leuten, die heute noch um die Existenz der Zeitung kämpfen, aus den Studenten Michael Haller und Mario Roberty und dem Typographen (und Photo-Grafen) Peter Stöckli. Im »Kolibri« 130 (Okt. 66) wurde dann angekündigt, dass Michael Haller als Chefredaktor durch seinen bisherigen Mitarbeiter Mario Roberty abgelöst und dass er aber weiterhin mitarbeiten werde, bis neue Redaktoren ihn ablösen sollten. Diese Ankündigung unterstützten zwei dringende Aufrufe – der eine im selben, der andere im folgenden Heft des »Kolibris« –, wobei schon damals mit einem möglichen Untergang des Blattes gedroht wurde. Schon drei Monate nach seiner Wahl zum Chefredaktor trat auch M. Roberty von diesem Amt zurück, um mit M. Haller die Redaktion ad interim weiterzuführen. Dieser Schritt hatte für die Zeitung keine weitere Bedeutung, es hiess nun jedoch, dass kein Redaktionsmitglied mehr dem Vorstand (zu vergleichen mit unserem KStR) angehörte. Dieser Schritt war nur aus studentenpolitischen Gründen erfolgt.

Dieser im März geschaffene Missstand (Redaktion ad interim bestehend aus nur drei Mitgliedern) wurde dann in der ersten Nummer des Kolibris im Sommersemester genüsslich ausgeschlachtet. Mit wenig Humor, Ironie, »Blödeln« und einem Ultimatum an die Studentenschaft forderte die Redaktion vier (!) ganze Seiten füllend die Leserschaft auf, ihre »Apathie« (siehe Abb.) zu überwinden, auf das sich wenigstens

Fortsetzung auf Seite 9

Beschluss:

die derzeitige Redaktion weigert sich, weitere Hefte herauszubringen, solange sich nicht mindestens

3

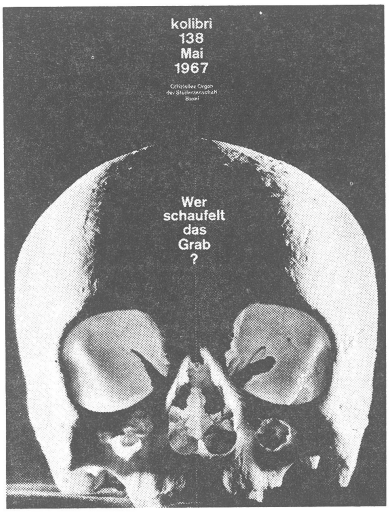
Kandidaten für den Posten des Chefredaktors zur Verfügung stellen und solange nicht mindestens

100

Leserbriefe der Kritik und Ideen zum Thema «kolibri» bei der Redaktion eingetroffen sind.

Die Redaktion hofft, daß die Studentenschaft noch während des Sommersemesters ihre Apathie überwindet und sich auf irgend eine Weise konstruktiv für das Zustandekommen der Hefte verwendet.

Mario Roberty Michael Haller Peter Stöckli



Wir drei, wir sind die zwei einzigsten

Eusi Meinig

JA zum Kampf gegen Bodenspekulation und ein neues Bodenrecht

JA zur einzigen vernünftigen Lösung, die zur Verfügung steht

JA zu einer Politik, die die Zukunft bewusst gestalten will

JA, Ihr Votum gegen den politischen Immobilismus

Wer denkt, der weiss seit Jahren, dass wir ohne ein neues Bodenrecht und ohne wirkungsvolle Landes- und Regionalplanung einer siedlungspolitischen, sozialen und wirtschaftlichen Notlage entgegenschlittern. Seit mehr als einem Jahrzehnt bemühen sich die Sozialdemokraten, den Stein ins Rollen zu bringen. Als alle parlamentarischen Aktionen im Sande verliefen, appellierten sie durch eine Initiative an das Volk! Da es ihnen um die Sache und nicht um das Prestige geht, haben sie in der Zwischenzeit immer wieder ihre Bereitschaft bewiesen, bessere Gegenvorschläge zu akzeptieren. Es fehlte aber den politischen Kräften ausserhalb der SP an Mut und Leistungswillen. Es gibt keine bessere Lösung über die Sie entscheiden könnenn. Ihr »JA« hilft nicht nur die Zukunft unseres Landes zu sichern, es ist auch ein Protest gegen eine Politik, die an den grossen Aufgaben von heute und morgen vorbeigeht.

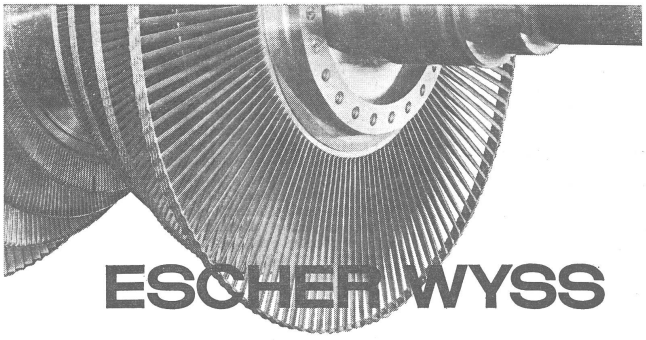
Neues Bodenrecht

JA

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J. R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.
Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

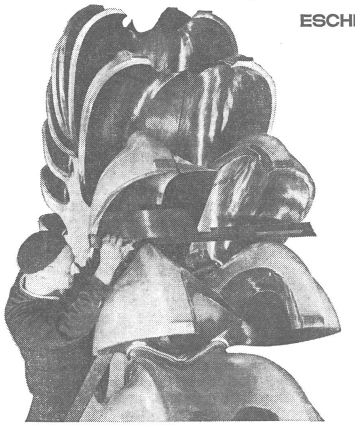
J. R. Geigy A.G., Basel



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



SR SCHWEIZER RÜCK

- ein Begriff für schweizerische Initiative und Leistungsfähigkeit in aller Welt
- ein interessanter Arbeitsplatz für Juristen, Wirtschaftswissenschafter und Mathematiker

Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft

Personalabteilung, Mythenquai 60, 8022 Zürich
Tel. (051) 25 88 00

Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Akkreditive
Benzincoupons

Gute Reise und schöne Ferien wünscht Ihnen die

ZÜRCHER KANTONALBANK

Bahnhofstrasse 9, Zürich

Ausgedehntes Korrespondentennetz im In- und Ausland

Urabstimmung: Ja

Mehr als Propaganda

»Die fsz gelangte am 24. Mai 1966 mit einem Schreiben an die Liberale Studentenschaft (LSZ), das auf die prekäre Lage der Studenten in Spanien hinwies. Es wurde darin vorgeschlagen, eine Delegiertenversammlung von Vertretern verschiedener Hochschulgruppen Zürichs abzuhalten, um *konkrete Massnahmen für eine Verbesserung* treffen zu können.« So steht es in einem Brief, den der Präsident der LSZ, Peter Hofacher, am 8. Juni 1966 an den VSETH richtete. In dem Schreiben wurde die Haltung des Vorstandes der LSZ folgendermassen umschrieben: »Der Vorstand der LSZ lehnt eine Zusammenarbeit mit der fsz grundsätzlich ab ... Aktionen für eine Geldhilfe und moralische Unterstützung der Studenten übersteigen die Fähigkeiten einer kleinen Studentengruppe. Wohl aber kann sie ihre Mitarbeit innerhalb der schon bestehenden offiziellen Studentenorganisationen zur Geltung bringen. Es besteht jederzeit die Möglichkeit, mit diesen Stellen in Verbindung zu treten, wenn es der fsz wirklich um eine ernsthafte Unterstützung der politisch unterdrückten Studenten Spaniens geht ...« Gleichzeitig erklärte Peter Hofacher an einem Treffen mit fsz, jüdischer und evangelischer Studentenschaft, dass sich die Liberalen für den Fall, dass auf diesem parlamentarisch-demokratischen Weg eine Solidaritätswoche zustande käme, loyal daran beteiligen würden.

Warum bekämpften dann die Liberalen das Spanien-Referendum der fsz mit soldatischer Gründlichkeit bis zum letzten Argument? Die Antwort auf ihre Suggestivfragen, wer denn hinter der fsz stehe, nahmen sie im zitierten Brief schon vorweg: »Es ist leider so, dass innerhalb des Vorstandes der fsz E. M. zu den führenden Köpfen gehört. Er ... bezeichnet sich bekanntlich selbst als Marxisten.« Damit, so scheint uns, erklärt sich die Feindseligkeit eines hauptsächlich von der Freisinnigen Partei finanzierten Studentenverbandes, der offensichtlich noch nicht die antikommunistischen Kinderschuhe abgestreift hat: Stimme gegen die (an sich vernünftige) Solidaritätswoche, weil sie von der fsz aus kommt.

Solidaritätswoche ersetzt Kaderschulungsseminar

Wir haben den Brief unserer Gegner aber auch aus einem anderen, wichtigeren Grund zitiert. Er beweist, dass die fsz eine Hilfsaktion an die verfolgten spanischen Studenten schon seit über einem Jahr befürwortet. Er beweist, dass wir bereit waren, mit allen gutwilligen Kräften an der Universität zusammenzuarbeiten und uns durchaus nicht in den Vordergrund zu rücken wünschten. Er beweist schliesslich, dass es der fsz von allem Anfang an um »konkrete Massnahmen für eine Verbesserung« der Lage unserer spanischen Kommilitonen ging. Das ist von um so grösserer Bedeutung, als die Pläne für ein VSS-Seminar zu jenem Zeitpunkt noch nicht publik waren: Das erste entsprechende Zirkular des VSS ist vom 19. Juli 1966 datiert. Als wir im September 1966 zusammen mit jüdischer und evangelischer Studentenschaft dem KStR vorschlugen, die Frage einer Solidaritätswoche oder anderer Hilfsaktionen zu besprechen, genossen wir die Unterstützung von Christoph Steinlin, Vizepräsident für Internationales im VSS und geistiger Vater des VSS-Kaderschulungsseminars, der uns die VSS-Informationen bereitwillig zur Verfügung stellte. Dafür waren wir bereit, die Berichterstattung über das Seminar für den »Zürcher Studenten« zu übernehmen. Warum? Weil sich Kaderschulungsseminar und Solidaritätswoche nicht gegenseitig ausschliessen, sondern ergänzen. Kaderschulung ist für illegale Organisationen ebenso von Nutzen wie moralische und finanzielle Unterstützung. Kaderschulung muss aber aus naheliegenden Sicherheitsgründen diskret an die Hand genommen werden. Eine Solidaritätsaktion hingegen, die sich vornimmt, beträchtliche Geldsummen für einen Stipendienfonds zu sammeln, benötigt ganz im Gegenteil das volle Licht der Oeffentlichkeit und den Rückhalt der Presse.

Wer nicht um das harte Schicksal der spanischen Studenten weiss, wird auch nicht einsehen, warum er für sie bezahlen soll. An der ungenügenden Information der Studentenschaft und eines weiteren Publikums krankten denn auch die bisherigen Solidaritätsaktionen des KStR. Für Indien beispielsweise brachte man ganze 128 Franken zusammen. Solche »Solidaritätsaktionen« schaden allerdings mehr dem Ansehen der Zürcher Studenten, als sie dem Empfänger nützen. Das war jedenfalls die Meinung unseres Sprechers im GStR am 2. Mai, als unsere Petition mit 22 gegen 17 Stimmen bei 9 Enthaltungen abgelehnt wurde. Wir treten auch heute noch *für* ein Kaderschulungsseminar und *für* eine Solidaritätswoche ein.

Damit einer Solidaritätsaktion finanziell Erfolg beschieden ist, muss sie aber auch in einem gewissen Sinn spektakulär sein: Warum nicht Maria Becker exklusiv für sie übersetzte, engagierte spanische Lyrik vortragen lassen? Warum nicht aus England »Badges« – die berühmt-berüchtigten angelsächsischen Protestknöpfe – bestellen? Warum nicht an einem Teach-In Golo Mann und Saul Friedländer, Karl Barth und Max Frisch sprechen lassen? Warum nicht einen Gala-Ball im Lichthof und einen Flamenco-Abend organisieren? Warum nicht Bilder von Max Bill und von Hans Erni amerikanisch versteigern? Muss Politik immer todernst sein? Wir wissen konkret, dass die genannten Persönlichkeiten – und viele andere – grundsätzlich durchaus bereit wären, an einer Solidaritätswoche mitzuwirken. Nur wenn es gelingt, unsere finanzstarken Mitbürger und die Industrie zu erreichen, ist der finanzielle Erfolg garantiert, denn wir Studenten können zwar selbst Freizeit und Enthusiasmus aufbringen, aber Geld?

Nachträge

Noch sind zwei Nachträge nötig. Vielfach hört man (und liest sogar in der NZZ), die fsz wünsche einseitig Solidarität mit dem »Sindicato Democratico de Estudiantes« (SDE). Wer aber unsere Petition genau liest, wird bald erkennen, dass wir den SDE nur als einen Lückenbüsser nennen, für den Fall nämlich, dass nicht genügend Geld für einen Stipendienfonds zusammenkommt. In einem solchen Fall glauben wir allerdings, dass das gesammelte Etwas dem grössten und repräsentativsten Verband zukommen sollte. VSS-Beauftragter und letztjähriger Präsident Theodor Buss, der seit Februar dieses Jahres in Spanien lebt, sagt es in einem an uns gerichteten Brief vom 22. Mai 1967 so: »UED, FNEC und CUDE (das gar nicht mehr existiert) sind ‚past', und das SDE macht nun das Rennen. FNED hat es begriffen und arbeitet im SDE Barcelona mit. UED hingegen hält an seiner Autonomie fest, ist aber überaus schwach.« (Zur Information: die genannten Verbände waren vom VSS zur Teilnahme am Seminar eingeladen worden.)

Ferner wird behauptet, die Petition sei nicht durchführbar, weil darin eine Solidaritätswoche auf Ende Juni verlangt wird. Juristisch erhebt sich hier die Frage: Was ist den Petitionären wichtiger, der Termin oder die Solidarität? Da wir nun schon vor dem Referendum dem KStR schriftlich die Abänderung des Petitionstextes von »Ende Juni« in »Ende Jahr« vorgeschlagen hatten, ist die Sachlage klar. Wenn sich in der Urabstimmung eine Mehrheit für die Petition ausspricht, wird die Solidaritätswoche im Wintersemester stattfinden können. Dann kann man auch den Ertrag der Kerzenaktion für die spanischen Studenten verwenden. Zum Schluss möchten wir einen Appell des ersten frei gewählten Delegiertenrates der Uni Madrid folgen lassen, der uns via Th. Buss soeben erreicht hat:

»Estudiantes de la Universidad de Zurich!

Da wir von der Abhaltung einer Solidaritätsaktion in Eurer Universität gehört haben, senden wir Euch, in unserer Eigenschaft als höchster Vertreter des Demokratischen Studentenbundes der Universität Madrid, den Ausdruck unserer grössten Dankbarkeit für die Absichten, die Ihr verfolgt. Ihr wisst, dass wir schon eine Zeitlang in unserer Universität einen Kampf führen um die demokratische Hochschulreform. In diesem Kampf treffen wir Schwierigkeiten aller Art an, von der Unterdrückung unserer Vertreter durch die akademischen Behörden und die Regierung bis zu den Schwierigkeiten finanzieller Art. Von hier aus bitten wir Euch um *Eure Hilfe auf allen Ebenen*, sowohl moralisch wie materiell.«

Die fsz

Vom 27. bis 29. Juni findet eine Urabstimmung über folgende Petition statt:

Seit Jahren kämpfen die spanischen Studenten für die elementarsten demokratischen Grundrechte wie Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Ihrem Charakter entsprechend reagierte die Franco-Regierung auf diese Forderungen mit äusserster Härte: Polizeiangriffe auf freie Versammlungen im Universitätsareal, Verhaftungen von Studentenfunktionären, Intellektuellen, Geistlichen und Professoren, Zwangsrekrutierungen zum Militär, Massenexmatrikulationen, empfindliche Geldbussen und Verweisung von der Universität sind einige der am meisten angewandten Repressionsmassnahmen, die bisher jedoch in keiner Weise den Elan der oppositionellen Studenten zu brechen vermochten. Im Gegenteil konnte am 30.-31. Januar und am 1. Februar in Valencia ein Nationalkongress der studentischen Opposition stattfinden.

Der KStR und die Liberale Studentenschaft geben die Nein-, die fsz die Ja-Parole heraus. Alle drei formulieren auf dieser Seite ihre Begründung, ohne dass sie diejenige ihrer Gegner bzw. Mitkämpfer kennen.

Solidarität mit Spanien?

Urabstimmung: Nein

Faule Schale – guter Kern

Es muss nun gleich vorweg gesagt werden: wir sind durchaus *für* eine Aktion zugunsten spanischer Kommilitonen (wir waren es schon immer!):

– wir nahmen an der viel besprochenen GStR-Sitzung vom 2. Mai den Antrag von Joos Heintz entgegen, in dem uns aufgetragen wurde, die Möglichkeiten einer Sammelaktion für die spanischen Kommilitonen zu prüfen. Wir werden an der nächsten GStR-Sitzung auch in der Lage sein, ein Projekt zu präsentieren, das von den gleichen Grundüberlegungen ausgeht wie das der fsz: in Spanien geschieht den Studenten Unrecht. Wir halten nun allerdings den Weg, den die »Fortschrittliche Studentenschaft« einschlägt, nicht für richtig: nicht der Protest soll im Vordergrund stehen, sondern die praktische Solidarität, wie sie im Antrag Heintz (Antrag zur Prüfung einer *Sammelaktion)* gefordert wird. Unser Vorschlag lautet also, mit Hilfe von öffentlichen Veranstaltungen, Sammlungen (auch zusammen mit dem VSETH) usw. die Mittel für spanische Studenten aufzubringen, welche in Spanien von der Universität weggewiesen wurden, um ihnen zu ermöglichen, ihre Studien bei uns fortzusetzen.

Die Aktion der fsz sieht dagegen vor, dass der Betrag auch dem SDEE-Büro in Paris überwiesen werden könnte. Diese zugegebenermassen grösste illegale spanische Studentengruppierung stellt aber keine Stipendien zur Verfügung, sondern verwendet ihr Geld für ihren politischen Kampf gegen das spanische Regime. Wir wehren uns deshalb dagegen, dass eventuell gesammeltes Geld in die politischen Kämpfe gesteckt wird, wir wollen es unbedingt bedrängten Studenten zugute kommen lassen.

Deshalb: Spanien ja – fsz-Petition nein!

– wir haben uns bereits von Anfang an voll für das »Kaderschulungsseminar für oppositionelle spanische Studenten« des VSS eingesetzt, für das wir auch unsere praktische Mithilfe zusagten. Leider ist das Schicksal dieses VSS-Seminars eher ein unglückliches, dies vor allem durch die Schuld des oben erwähnten SDEE (Sindicato Democràtico de Estudiantes de Espana). Diese syndikalistische illegale Studentengruppierung sagte zwei Wochen (!) vor Beginn des Seminars ihre Teilnahme ab, mit der Begründung, sie müsste als einzige Oppositionsgruppe vertreten sein. Zugegebenermassen ist das SDEE die grösste oppositionelle Studentenorganisation, doch widersprach diese Forderung allen vorherigen Abmachungen, auf die man sich in guten Treuen verliess. Ins rechte Licht gerückt wurden die Vorgänge allerdings dadurch, dass auch die Studentenschaft der Universität Genf ihr Versprechen auf Mitarbeit beim Seminar brach: zwei Wochen vorher hatte in Brüssel ein Syndikalistentreffen stattgefunden, an dem neben syndikalistischen Nationalverbänden auch das SDEE und die ASU Genf teilnahmen. Bei dieser Gelegenheit wurde unter den Interessierten abgesprochen, welche Taktik gegenüber dem VSS-Spanienseminar eingeschlagen werden sollte. Der KStR hatte deshalb verständlicherweise nicht die geringste Veranlassung, einer Aktion für eine Organisation zuzustimmen, die kurz zuvor eine andere, von ihr selbst gewünschte Hilfsmassnahme auf diese Art und Weise sabotierte.

Deshalb: Spanienhilfe *ja* – fsz-Petition *nein!*

– Obschon die fsz wusste, dass es dem KStR aus zeitlichen Gründen unmöglich sein würde, eine solche Aktion im Juni durchzuführen, nahm sie diese Bedingung in ihre Petition auf. Ebenso unmöglich wäre es, nach einem allfälligen positiven Ausgang der Urabstimmung den Auftrag der Petition auszuführen, da der Vorgang der Abstimmung schon bis Ende Juni dauern wird. Im vollen Bewusstsein dieser Umstände startete die fsz ihr Referendum.

Deshalb: Spanienhilfe *ja* – fsz-Petition *nein!*

Der KStR

Die Liberale Studentenschaft

Die Liberale Studentenschaft hat der fsz vorgeworfen, sie missbrauche die Spanienaktion für eine Machtprobe an der Universität. Will sie mit dem »Kommunistenschreck« die Studenten gegen die fsz mobilisieren und den »extremistischen Umtrieben« den Garaus machen? (Grosszügig unterschob uns die fsz den anonymen Artikel in der NZZ – zu Unrecht.) Nein! Als Forum für politische Information und Diskussion mit einer eindeutigen Linie (»Kristallisationskeim der Linken jenseits der Ideologien«) respektieren wir die fsz, denn damit deckt sie sich mit unserer Ueberzeugung von der politischen Rolle des Studenten als Bürger. Und eine grundsätzlich offene Haltung gibt dem Studenten auch das Recht, sich einmal zu irren, und bewahrt uns selbst in einem politischen Strauss wie der gegenwärtigen Auseinandersetzung vor sturem Ernst.

Gerade diese selbstgewählten Spielregeln aber lassen uns gegen den Referendumskampf der fsz energisch Stellung nehmen. Eine Sympathiekundgebung für spanische Studenten ist durchaus vertretbar. Ohne den Zusammenhang ihrer Solidaritätswoche mit dem seltsamen Schicksal des Kaderschulungsseminars näher zu prüfen, könnte man der fsz zubilligen, dass es ihr mit der Petition im GStR um die Sache ging. Fragwürdig erschienen allein die Mittel und Wege: die Ueberweisung von Geld an das SDEE, die Einmischung somit in den undurchsichtigen Kampf der innerspanischen Oppositionen. Der GStR hat mit der Petition der fsz die Form der Hilfe abgelehnt. Aber mit der Annahme des Antrages Heintz die Sache selbst unterstützt. Tatsache ist, dass durch Beschluss des GStR die Mittel für Stipendien an spanische Exilstudenten aufgebracht werden sollen. Warum hat die fsz dennoch das Referendum ergriffen? Geht es ihr um die Sache oder um ihre eigene Aktion?

Das Referendum dient nicht der Hilfe für spanische Studenten, sondern einer Demonstration der fsz gegen den Kleinen und den Grossen Studentenrat! Die fsz braucht als Argument das »prekäre Abstimmungsresultat« im GStR, doch ist nachzuweisen, dass für den Fall einer Ablehnung der Petition das Referendum schon vor der GStR-Sitzung beschlossen war. Wenn die Urabstimmung die »einzige saubere demokratische Lösung« sei, so heisst das wohl, dass für die fsz die Ausmarchung in den Studentengremien nicht als demokratisch gilt.

Die fsz selbst gefährdet das »Ansehen der demokratischen Institutionen«! Warum hat sie im Referendumskampf allein den KStR aufs Korn genommen? Und weshalb liess sie sich in einem »Extrablatt« zu derartigen Entgleisungen wie dem »Sommermärchen« von der Wahrheit gegenüber dem KStR hinreissen? Der Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen am Schluss des letzten Semesters ist unübersehbar. Aus der fsz und den ihr nahestehenden Kreisen sind damals die »Belebung« der Fakultätsversammlungen und die Aktionen für eine Aenderung des Wahlmodus und für Mitspracherecht begründet worden mit dem Vorwurf, der Kleine Studentenrat regiere undemokratisch und der Grosse Studentenrat bilde lediglich die Dekoration und treibe Demokratie als folkloristisches Spiel. Das »Malaise der Studentenschaften« ist der Anlass, selbst den Anspruch auf Mitwirkung in der Studentenpolitik anzumelden. Die fsz behauptet, besser im Namen und im Interesse der Gesamtstudentenschaft zu sprechen und zu handeln als die Studentenschaft und ihre Organe. Mit der Abstimmung, ja schon mit dem Referendum über irgend ein unverfängliches Thema, z. B. Spanien, will sie den Beweis dafür antreten. Beides richtet sich vor allem gegen den KStR, nicht zuletzt mit den Umtrieben, die den unbezahlten Funktionären dabei entstehen sollen. Wer will es dem KStR verargen, dass er schon ungewöhnlich früh auf diesen gewissermassen persönlichen Affront reagiert hat?

Nun wird auch klar, warum die fsz für ihre Hilfe an spanische Studenten ausgerechnet das untaugliche Mittel einer Solidaritätswoche mit Kundgebungscharakter gewählt hat. Der materielle Ertrag ist in dieser Form gemessen am Aufwand verhältnismässig klein; umso grösser ist dafür das Aufsehen, das man am Ort der Veranstaltung selbst erringen kann. Mit allen Mitteln, mit der Petition, dem Referendum, der Urabstimmung und schliesslich der Solidaritätswoche selbst, hat die fsz in erster Linie die Propagandawirkung auf die Zürcher Studenten im Auge.

Die Solidaritätswoche ist Zweck, und Spanien das Mittel, nicht umgekehrt. Das wäre an sich ja kein Verbrechen. Die Frage ist nur, wofür die fsz denn wirken will. Und unsere Sache ist es nicht, sie zu unterstützen, wenn sie unter dem Deckmantel humanitärer Anliegen für ihre studentenpolitische Plattform agiert. Man kann über syndikalistische Postulate denken, wie man will. Doch soll sie die fsz offen zur Diskussion stellen und uns nicht zumuten, mit naiven Solidaritätsbezeugungen ihr zu helfen, »eine ernstzunehmende Bewegung an der Hochschule (zu) werden«!

Liberale Studentenschaft

(Alle Zitate stammen aus fsz-Quellen)

Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

Wir beraten Sie absolut unverbindlich

Die Allianz der Repression

Nicaragua – ein Exempel der lateinamerikanischen Krise

Von J.-P. Hoby

Westliche Entwicklungshilfe kennt er kaum ... (Bauer der Kordilleren).

... die eigene Armut kennt er besser (kolumbisches Bergdorf).

Arhiv Missionshaus Immensee

Eines der bestürzenden Ereignisse des letzten Jahrzehnts war die Entwicklung Fidel Castros vom gerechten Sozialrevolutionär, der die Sympathien der Freien Welt durchaus auf seiner Seite hatte, zum Parteigänger des Ostblocks und erbitterten Feind der USA. Welches sind die Gründe dieser Wandlung? Die Frage geht an und zwingt zu nüchterner Suche nach den Ursachen, wenn je der »Westen« sinnvolle Weltpolitik treiben will. Wenn dann klar wird, dass Kuba nur ein Beispiel für die allgemeine Situation in Südamerika ist, ein Beispiel allerdings für den Umschlag in Wirklichkeit der sonst bloss latenten Möglichkeit der Revolution, wird die Dringlichkeit Neuer Politik offenbar.

Am Exempel Nicaragua erläutert Jean-Pierre Hoby (studiert Soziologie in Zürich) die gesellschaftliche Lage Lateinamerikas überhaupt und zeigt so Schwierigkeit und Aufgabe wirklicher Entwicklungshilfe.

Die Redaktion

Fidel Castro war es, der Lateinamerika in die Schlagzeilen der internationalen Presse brachte. Bis dahin hatte man sich schon seit geraumer Zeit damit abgefunden, dass in kürzeren oder längeren Zeitabständen im einen oder anderen der 20 Staaten Mittel- und Südamerikas Umsturzbewegungen erfolgten. Man belächelte die Operettenrevolutionen eines Subkontinents, in dem die permanente Unruhe das einzig beständige Element zu sein schien. Die Staatsformen wechselten zwischen Diktatur und Demokratie oder dem, was man dort darunter versteht. Doch waren die Auswirkungen dieser Veränderungen über die westliche Hemisphäre hinaus gering.

In den letzten Jahren hat sich das politische Bild dieses Raumes mit dem Sieg Fidel Castros über den von den USA unterstützten Diktator Batista und die immer stärkere Anlehnung Kubas an den Ostblock gründlich geändert. Diese Vorgänge haben, so sollte man meinen, den Sinn für die internationale Bedeutung des lateinamerikanischen Raumes geschärft. Darum dürfte es uns nicht mehr passieren, dass wir gedankenlos über Zeitungsmeldungen hinwegblättern, die uns in kurzen Meldungen bisweilen von Unruhen, Studentenverfolgungen oder nicht sehr demokratischen Zuständen in jenen Staaten berichten, und finanziell grosszügig angelegte Programme für Entwicklungshilfe sollten uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass neben wirtschaftlicher Hilfe vor allem soziale Reformen, d. h. Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur notwendig sind. Das Beispiel Nicaragua soll unsere Gedanken näher exemplifizieren.

Nicaragua

Nicaragua, das mit seinen 1,7 Mio. Einwohnern etwa doppelt so gross wie Bayern ist, machte nie viel von sich reden. Als vor 11 Jahren General Anastasio Somoza Garcia einem Attentat zum Opfer fiel, vernahm man, dass Präsident Eisenhower seinen Leibarzt nach Managua, der Hauptstadt Nicaraguas beordert hatte, um ihm beste ärztliche Hilfe zukommen zu lassen. Im übrigen blieb es still, bis man Ende Januar dieses Jahres allerdings erfuhr, dass aufständische Volksmengen nach einer Auseinandersetzung mit der regierungstreuen Nationalgarde anlässlich der Wahlvorbereitungen sich in einem Hotel verschanzt und die dort anwesenden Gäste zu Geiseln erklärt hatten. Am 24. Januar 1967 meldete die NZZ den Zusammenbruch der Revolte, nachdem den Aufständischen von der Regierung gewisse Zusicherungen gegeben worden waren. Die Unruhen hatten gegen 200 Todesopfer gefordert. Die Zeitung »Le Monde« schreibt am 27. Januar etwas ausführlicher über die Unruhen und erwähnt, die Manifestationen seien während 6 Stunden friedlich verlaufen und die Demonstranten hätten lediglich eine saubere und gerechte Durchführung der Wahlen gefordert, doch seien sie ohne Vorwarnung vom Feuer der Nationalgarden überrascht worden. Einen Tag später schreibt »Le Monde«, die grösste Zeitung Nicaraguas sei beschlagnahmt worden: »... pour justifier ces mesures arbitraires, le gouvernement a promulgé jeudi en toute hâte une loi sur la presse, lui permettant de suspendre tout journal qui publierait des informations de caractère subversif. Le clan Somoza soutenu par le gouvernement, la presse et la police doit faire face à une hostilité populaire accrue.«

Entgegen der ausdrücklichen Erklärung von seiten der Nationalgarde, niemanden festzunehmen, sind mehrere Oppositionsführer arretiert worden. Panzereinheiten haben in der Stadt Stellung bezogen und sie in Belagerungszustand versetzt. Am Vorabend der Präsidentschaftswahlen, die am 5. Februar stattfanden, erklärte die Regierung, alle politischen Häftlinge würden freigelassen. Zur Wahl waren zwei Kandidaten aufgestellt: General Anastasio Somoza jun., Kandidat der liberalen Partei, Oberkommandierender der Streitkräfte und der Polizei, der alle Machtmittel besitzt, den Wahlgang zu einer Komödie zu machen, und sein Gegenspieler, Fernando Aguero, Kandidat der oppositionellen konservativen Traditionspartei. Am Ausgang der Wahl zweifelte niemand: Somoza wurde mit überwältigendem Mehr zum Präsidenten gemacht, was er mit der »Entschlossenheit des Volkes, Castros Streben nach einer Durchbrechung der Demokratie von Nicaragua zurückzuweisen« begründete. Er sprach sich für eine Versöhnung mit der Opposition aus, doch sein Gegner Aguero hat abgelehnt und geschworen, er werde weiterhin gegen eine Fortführung der seit 35 Jahren bestehenden Somoza-Dynastie kämpfen.

Am 8. Februar schreibt »Le Monde«:

»Bien que le gouvernement ait promis la libération de tous les prisonniers politiques, M. Chamorro, éditeur du journal d'opposition ‚la presa', a été officiellement incarcéré lundi soir à Managua sous l'inculpation d'activités terroristes et anticonstitutionnelles.«

*

Das Verständnis für die heutige Situation in Nicaragua verlangt einen kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der Somoza-Dynastie: Von der Jahrhundertwende bis zum Jahre 1933 stand Nicaragua unter der Kontrolle amerikanischer Truppeneinheiten, welche die wirtschaftlichen Interessen der US-Firmen vor den Angriffen nationalistischer Guerillaverbände schützten. Mit der Zeit wurden die amerikanischen Soldaten teilweise durch nicaraguanische ersetzt, deren Kommandant Anastasio Somoza war. Im Kampf erfolgreich, gewann er das Vertrauen der amerikanischen Regierung, so dass unter seinem Kommando es zur Schaffung eines nicaraguanischen Heeres, der Nationalgarde, kam, was den Amerikanern erlaubte, ihre Truppen 1933 ganz zurückzuziehen. Von diesem Moment an war Anastasio Somoza, ein aus der Unterschicht Aufgestiegener, ein »caudillo« mit eigener Hausmacht, der stärkste Mann im Land. Mit brutaler Gewalt erwarb er sich riesige Ländereien und »pachtete« für sich und seine Familie den Präsidentenstuhl. Militärische, wirtschaftliche und politische Macht waren jetzt in den Händen der Somozas vereinigt, und sie sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. 1956 wurde Anastasio ermordet, worauf sein ältester Sohn Luis die Macht übernahm. Von 1963 bis 1966 regierte René Schick, ein Vertrauter des Hauses Somoza, und am 5. Februar 1967 wurde der zweite Sohn, Anastasio junior, wie sein Vater Anhänger der »harten Methode«, zum neuen Präsidenten gewählt.

Die schlimmsten Verhältnisse in ganz Lateinamerika

Nicaragua liefert ein Paradebeispiel für eine feudale Gesellschaftsstruktur: Einer verschwindend kleinen Minderheit, die sich aus den aufgestiegenen, »liberalen« Somozas und einigen alteingesessenen konservativen Grundherren zusammensetzt, steht eine riesige Mehrheit von besitzlosen Landarbeitern und Handwerkern gegenüber, die in armseligen Verhältnissen lebt (das Bruttosozialprodukt pro Kopf beträgt für 1957 160 Dollar, Guatemala 189, El Salvador 219, Schweiz 1428). Einzig den reichen, konservativen Gruppen steht das Recht zu, sich als »Opposition« zu betätigen, doch gilt ihr Hauptanliegen weniger der sozialen und materiellen Besserstellung des Landes, als vielmehr der Zurückeroberung ihrer an die Somozas verlorenen politischen Macht. Die zu 60% noch analphabete Unterschicht hingegen geniesst nicht das geringste politische Recht oder gesellschaftliche Prestige. Sie wird von der diktatorischen Oberschicht nicht nur ausgebeutet und missbraucht, sie wird auch rücksichtslos mit militärischer Macht eingeschüchtert, sobald sich Vorfälle ereignen, die eine Gefährdung der etablierten Gesellschaftsstruktur bewirken könnten. Immer wieder verschwinden Personen, die sich der Regierung unliebsam bemerkbar gemacht haben: 1956 versuchten einige Dutzend nicaraguanischer Emigranten, die in Costa Rica eine Anstellung bei der United Fruit Company gefunden hatten, sich in einer kleinen Gewerkschaft zusammenzuschliessen. Als die Regierung in Nicaragua davon erfuhr, liess sie die Männer auf ein Schiff verladen; – man hat nie mehr etwas von ihnen erfahren. Mit allen Mitteln der Macht ist man bestrebt, die gegenwärtige Ordnung zu erhalten, und das unscheinbarste Aufflackern radikalsozialer Tendenzen wird schon im Keime erstickt. Ein guter Kenner der lateinamerikanischen Gesellschaft erklärte uns, die Verhältnisse in Nicaragua gehörten wohl zu den schlimmsten im ganzen Kontinent, denn ein Erfolg der konservativen Opposition bedeute höchstens einen Wechsel in der politischen Führung, an der gesellschaftlichen Struktur hingegen würde sich dadurch nichts ändern. Auch nicht einer Revolution gibt man eine Chance, da die erdrückende Macht der herrschenden Verhältnisse jede Unzufriedenheit in lähmende Apathie verwandelt. Ein Kampf gegen die mit amerikanischer Hilfe aufgebaute und modern ausgerüstete Armee wäre völlig aussichtslos (Nicaragua gibt dafür 2,8% des Bruttosozialprodukts aus, Kuba 1,76%, Guatemala 1,52%, Costa Rica 0,53%).

*

Mit der Regierungsübernahme durch die Somozas ist aus Nicaragua gleichsam ein Satellitenstaat der USA geworden. Jede politische Entscheidung wird indirekt durch die Vereinigten Staaten bestimmt, und in den Abstimmungen der internationalen politischen Behörden ist ihnen die Stimme Nicaraguas sicher. Das demokratische Amerika müsste demnach genauestens informiert sein über die undemokratischen Zustände in Nicaragua, doch man erachtet es keineswegs als notwendig, dagegen einzuschreiten, im Gegenteil, die Somozas sind in Washington gern gesehene Gäste, denn man weiss, dass es in Nicaragua kaum zu einer kommunistischen Bewegung kommen kann, solange dieses Regime andauert, und für diese Garantie sind die USA gerne bereit, einem Diktaturstaat »Entwicklungshilfe« zu gewähren; und zwar 12 Dollar pro Kopf der Bevölkerung (Betrag für die Periode vom 1. Juli 1965 bis zum 31. Juni 1966), was der drittgrössten von den USA für ein Land geleisteten finanziellen Hilfe entspricht. Wozu diese enormen Summen verwendet werden, vermag kein Mensch genau zu sagen, fest steht nur, dass der Regierung ein vortrefflich ausgerüstetes Heer zur Verfügung steht, dass Nicaragua von allen mittelamerikanischen Staaten am wenigsten Spitalbetten pro Einwohner hat (auf ein Bett entfallen 570 Einwohner, Guatemala 360, Schweiz 80 ...).

Armut als Gemeinsamkeit

Die Verhältnisse, die sich uns heute in den lateinamerikanischen Ländern darbieten, bedürfen zu ihrer Aufklärung einer soziologischen Analyse, die wir hier kurz skizzieren wollen, wobei wir uns in den Grundzügen auf Richard F. Behrendts Aufsatz über »Kulturzusammenstösse und soziale Spannungen in Lateinamerika« stützen.

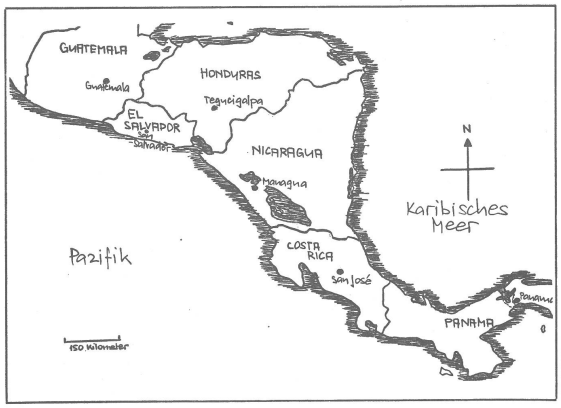
Trotz unvorstellbarer Verschiedenheit der kulturellen Milieus, der rassischen, sprachlichen und gesellschaftlichen Struktur, der Bevölkerungsdichte und der wirtschaftlichen Entwicklungsstufen, besteht in den Lateinamerikanischen Ländern eine Reihe gewichtiger *Gemeinsamkeiten* und *Eigenheiten*. Eine *Hauptgemeinsamkeit* ist die Armut, die quantifiziert werden kann als geringes Prokopfeinkommen, geringe mittlere Lebenserwartung, hohe Kindersterblichkeit und hohe Analphabetenraten. Betrug z. B. das Prokopfprodukt 1963 in Nordamerika 2718 Dollar, so lagen die entsprechenden Werte für Lateinamerika bei 300 Dollar. Die *Eigenheit* widerspiegelt sich in einer gesellschaftlichen Struktur, die zahlreiche Diskrepanzen aufweist und sich gegenwärtig in einem Prozess dynamischen Wandels befindet. Während 300 Jahren vermochte eine statische Machtordnung die inneren, tiefgreifenden Unterschiede zu verdecken, doch mit dem Einbruch moderner, westlicher Einflüsse begann eine unaufhaltsame Zersetzung dieser traditional-feudalen Strukturen, die vermutlich erst dann zur Ruhe kommen wird, wenn der Wandel aus einer Kasten- in eine moderne Klassengesellschaft erreicht ist.

Die Ursachen dieser dynamischen Situation sind in drei Ueberlagerungen zu finden, bedeutsamen äusseren Einwirkungen, von denen jede eine neue Schicht kultureller, gesellschaftlicher Elemente auf dem Boden der ursprünglichen Gegebenheiten zurückgelassen hat. Die erste kann als politische Ueberlagerung der Conquista in der ersten Hälfte des 16. Jhdt., die zweite als ideologische Ueberlagerung der Aufklärung von Mitte 18. bis Mitte 19. Jhdt. und die dritte als technologische Ueberlagerung, als »american way of life« aufgefasst werden.

Politische Ueberlagerung

Sie bestand im wesentlichen in der gewaltsamen Errichtung eines neuen Herrschaftssystems, das den Angehörigen der erobernden Länder monopolistische Privilegien verlieh, und in der Zerstörung der autochthonen Kultur und Ordnung. Gemäss europäischem Feudalprinzip wurde das Land an Leibeigene und an Leute, die die Gunst des Hofes genossen, verteilt. Ein zentralisierter Verwaltungsapparat wurde aufgebaut, den Aristokraten, Militärs und Rechtsgelehrte leiteten, und der in enger Verbindung zum Mutterland stand. An die Stelle der zertrümmerten einheimischen Wertordnung trat eine hohle Dekorationskultur, die sich auf die Schaffung repräsentativer Merkmale aristokratischer Macht- und Prachtentfaltung beschränkte und so den Kontrast zum materiellen und kulturellen Niveau der grossen Mehrheit der Bevölkerung nur noch offensichtlicher machte. Das Recht auf arbeitsfreies Einkommen blieb auf die Kreolen, die in Amerika geborenen Nachkommen der Europäer, beschränkt, und die Beziehung Grundherr–Arbeitende bestand vor allem in der Ausübung feudaler Ausbeutungsrechte, worunter natürlich auch die sexuellen Kontakte zwischen Männern der Herrenschicht und Frauen der Dienerschicht zu verstehen sind, welche zur Entstehung einer mestizierten Bevölkerungsgruppe führten, dessen Angehörige zu Verwaltern oder Vorarbeitern aufstiegen und zwischen den beiden ethnischen Gruppen eine marginale Stellung einnahmen. Mit der Zeit entstanden Konflikte zwischen den Verwaltungsbehörden und den Grossgrundbesitzern, die sich den Zentralisierungsbestrebungen der Regierung im Mutterland entgegenstell-

(Fortsetzung folgende Seite)



Der mittelamerikanische Raum.

ten. Diese Spannungen trugen entscheidend bei zur Emanzipation dieser Gebiete von der direkten Herrschaft der europäischen Kolonial-Staaten.

Ideologische Ueberlagerung

Als die aufklärerischen Parolen von der Würde des Individuums, von der Gleichheit und Freiheit aller Menschen sich auch in Lateinamerika durchzusetzen begannen, führten sie überall zur Gründung von Bewegungen, die nach dem Vorbild der erfolgreichen europäischen Nationen für die Unabhängigkeit kämpften. *Diese Auseinandersetzungen führten aber lediglich zu einem Wechsel in der Führung der Verwaltungsbehörden und keineswegs zu einer Aenderung in der Gesellschaftsstruktur*, im Gegenteil, für den Grossteil der Bevölkerung brachten sie eine Verschlimmerung des Schicksals, denn sie verloren nun auch das bisschen Schutz, das ihnen die Kolonialregierung doch gewährt hatte. Man hatte geglaubt, mit einer getreuen Nachahmung liberaler und nationalstaatlicher Formeln und Ideen den Grundstein zu einer Modernisierung und Europäisierung zu legen, doch man war dabei von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen, denn in Europa hatte nicht eine wohlhabende Schicht von Grossgrundbesitzern, Intellektuellen und Befehlshabern militärischer Einheiten, sondern ein breites Bürgertum – zu dessen Entstehung es in Lateinamerika gar nicht kommen konnte – die Revolution durchgeführt. So wurde denn »die innere Aushöhlung und das äussere Bankrott dieses Liberalismus« (Behrendt) unvermeidlich, da zwischen analphabeten Massen und der die Herrschaftsstruktur bildenden Minderheit eine immer tiefer werdende Kluft entstand, die sich in Unterschieden bezüglich der materiellen Lebenshaltung, dem gesellschaftlichen Prestige, der kulturellen Einstellung und dem Bildungsniveau manifestierten. Allmählich bahnte sich auch innerhalb der Führungsschicht ein Antagonismus zwischen den konservativen Interessen der Grossgrundbesitzer und der liberalen, antiklerikalen Ideologie der »Intellektuellen« an, die eine Schwächung der traditionalen, autoritären Ordnungen erstrebten, was jedoch auch nur auf dem Weg über eine absolute Herrschaft erreicht wurde. »Aus diesem Konflikt heraus entstand dann das Paradox der ‚liberalen Diktatoren', der ‚caudillos', die 20 oder mehr Jahre lang die Macht innehatten oder noch haben und so politische Stabilität und innere Ruhe – eine Ruhe allerdings, die oft der des Grabes ähnelt garantieren« (Behrendt). Das tragende Element der Gesellschaftsstruktur blieb aber noch immer die nach feudalem Muster errichtete Grossfamilie. Auf dieser Basis konnte der Gedanke an die Sozialgebilde Staat und Nation kaum gedeihen, oder dann höchstens als negative Abgrenzung nach aussen im Sinne eines »überhitzten Nationalismus«. Auch wirtschaftlich hatte sich Lateinamerika nicht weiterentwickelt, und die Abhängigkeit von den materiell entwickelten Ländern hinsichtlich Absatzgebieten, Lieferanten, Kapitalgebern und Organisatoren neuer Wirtschaftszweige war gross. Dies war die Situation gegen Ende des letzten Jahrhunderts, als in einer *technologischen Ueberlagerung* der »american way of life« in Lateinamerika Einzug hielt. Diese Einwirkung war das Produkt jener radikalen Ungleichheit in der Entwicklung der USA und Lateinamerikas, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Technologische Ueberlagerung

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Einfluss nordamerikanischer Geschäftsinteressen, die sich im Aufbau riesiger Produktionsunternehmungen zeigten, immer deutlicher. Europäische, nordamerikanische Funktionäre und Techniker wurden importiert, welche die einheimischen Arbeitskräfte ausbildeten. Der Einfluss dieser Unternehmungen auf die gesellschaftliche Struktur wurde immer bedeutender, und es kam zur Bildung von »Staaten im Staate«. Mit dem Anwachsen der Industrialisierung, die immer weitere Kreise mit der modernen Zivilisation konfrontierte, entwickelte sich allmählich ein Klassenbewusstsein, das die Organisation von Massenparteien ermöglichte, die sich schon bald gegen die als übermächtig empfundene Stellung der ausländischen Grossunternehmungen richteten. Protestbewegungen brachen los, Forderungen nach besserem materiellem Leben wurde von sozialistischen Bewegungen propagiert, die Regierungen wurden zu Landreformen gezwungen, diktatorische Regimes gestürzt und ausländische Firmen verstaatlicht (Mexiko). Die Stellung der alten, privilegierten Schichten war erschüttert, denn nun wurden die Werte nicht mehr durch geburtliche Herkunft zugeschrieben, sondern mussten erworben werden. Die Position der Grossgrundbesitzer mit ihrer wirtschaftlich unzulänglichen Unternehmungsform wurde von modernen Plantagen und Industrieunternehmungen zunehmend gefährdet.

Doch auch diese Verlagerungen wirkten sich nur äusserlich aus und änderten im Innern der sozialen Struktur praktisch nichts: Die prinzipiellen Spannungen und Kontraste blieben erhalten, die Eliten der Grossgrundbesitzer wurden teilweise durch die Eliten der Industrieunternehmer und die unmündige Landarbeiterschicht durch ein unmündiges Industrieproletariat ersetzt. Das Streben nach materiellen Gütern, nach Vergnügen und Luxus führte zu einem übermässigen Wachstum der lateinamerikanischen Städte, das nicht Zeichen einer erstarkten Wirtschaft war, sondern vielmehr als Reaktion einer völlig unvorbereiteten Bevölkerung zu verstehen ist, die wirtschaftlich und gesellschaftlich im Mittelalter stehengeblieben war und sich von der modernen Zivilisation geradezu überfallen sah. Dies hatte eine hastige, unkritische Uebernahme fremden Gedankenguts an Stelle einer allmählichen Akkulturation zur Folge, und der Bruch mit der Tradition bewirkte einen Verlust der Orientierung, der allzu oft in Hemmungslosigkeit ausartete. Die technologischen Veränderungen hatten sich keineswegs in die gesellschaftliche und kulturelle Struktur integriert. »Es fehlte eine disziplinierte Unternehmerschicht oder Arbeiterschaft oder Berufsbeamtentum. Lateinamerika entbehrte der historischen Kräfte, die in den angelsächsischen Ländern, in Frankreich, Mitteleuropa und Skandinavien die Herausbildung dieser Schichten begünstigt haben: die teilweise religiös motivierte Haltung der ‚innerweltlichen Askese', das daraus entspringende Arbeitsethos und die selbstverantwortliche Vorsorge für die Zukunft. Resultat: Die Unternehmer bauen mit Hilfe von Schutzzöllen, monopolistischen Konzessionen und Staatssubventionen, die Industriearbeiter glauben, mit Hilfe ihrer politisch aktiven Gewerkschaften Verbesserungen ihrer Reallöhne und Sozialversicherungsansprüche ohne entsprechende Erhöhung ihrer Produktivität erzielen zu können und stetig anwachsende Brigaden von Staatsfunktionären, die den Interventionsstaat zu ihrer Domäne gemacht haben und auf diese Weise nicht nur Machtfülle, sondern auch nie dagewesene Möglichkeiten illegaler Bereicherung erlangt haben« (Behrendt). Industrieunternehmer, Gewerkschaftsführer und militärische Befehlshaber sind nun Träger der Macht, und die Entwicklungen von Staat und Wirtschaft sind total von ihnen abhängig. »Plötzlich ist die Möglichkeit gegeben zur Errichtung totalitärer Machtordnungen. Man erlebt den Aufstieg des Massenführers, der seinen Appell an alle Schichten der Bevölkerung richtet. Aber sowohl die Fälle von Vargas in Brasilien als auch Peron in Argentinien haben gezeigt, dass diese disparaten Elemente auf die Dauer nicht zusammengehalten werden können« (Behrendt).

So weit der historisch-soziologische Ueberblick. Es wird deutlich, dass sich gegenwärtig in Lateinamerika Vorgänge abspielen, die man mit herkömmlichen Mitteln nicht erklären und in den Griff bekommen kann. *Erste Bedingung für ein richtiges Eingreifen in die dynamischen Verhältnisse müsste demnach eine sozialwissenschaftliche Betrachtung sein, doch zeigen uns genügend Beispiele, wie diese zu Gunsten einer ideologischen Betrachtung vernachlässigt wird.*

Revolution statt Entwicklung

Untersuchen wir nun Nicaragua in soziologischer Hinsicht, so wird ersichtlich, dass sich das Land eigentlich noch in der Phase der »ideologischen Ueberlagerung« – der Zeit der »liberalen« Diktatoren – befindet. Um nun aber der technologischen Einwirkung und der damit verbundenen Dynamik hinsichtlich einer Aenderung in der Gesellschaftsstruktur entgegenzuwirken, muss ein riesiger Polizei- und Armeeapparat eingesetzt werden, der die vorhandenen strukturellen Spannungen jedoch nicht eliminieren, sondern höchstens unterdrücken kann. Diese Spannungen, u. a. ausgedrückt in Diskrepanzen zwischen dem Bildungsniveau und der Urbanisierung einerseits und dem Prokopfeinkommen andrerseits, die gerade in Nicaragua besonders hoch sind, müssten gleichsam der Motor der Entwicklung sein, die sich in einer Steigerung des jährlichen Prokopfeinkommens manifestieren sollte. Das Bildungsniveau ist, in normalisierten Werten ausgedrückt, sechsmal, die Urbanisierung fünfmal höher als der Wert für das Prokopfeinkommen. Voraussetzung für eine derartige Entwicklung ist die politische Autonomie eines Landes und die Möglichkeit freier Wirtschaftsentfaltung, was für Nicaragua bestimmt nicht der Fall ist. Die zugrundeliegenden Spannungen werden daher nicht in Entwicklungsenergie umgesetzt, im Gegenteil, es kommt zur Bildung von anomischen Gruppen (Demonstranten, Streikende). *Trotz eindrücklicher Beispiele will man jedoch nicht lernen, dass unter den erwähnten strukturellen Bedingungen eine Ideologie des blossen Antikommunismus und der Stabilität um jeden Preis (Unterdrückung, Polizeistaat, Terror), so wie sie in Nicaragua konsequent befolgt wird, geradezu die Voraussetzungen für eine Revolution geschaffen werden.* Nur durch eine energische, soziale Entwicklungspolitik, die auf soziologischen Erkenntnissen beruht, kann die Gunst der breiten Massen in der Dritten Welt gewonnen werden. Erst einmal hatte sich die amerikanische Regierung mit der Ausarbeitung der »Allianz für den Fortschritt« zu dieser Einsicht durchgerungen – nicht zuletzt aus der akuten Furcht vor dem Verlust weiter Teile Lateinamerikas durch die Ausbreitung des »Castrismus«. Doch die Skepsis wirtschaftlich interessierter Kreise im eigenen Land und die Angst vor Linksradikalisierung durch schlecht funktionierende Reformen brachten bald einen Rückzug unter der Johnson-Regierung. In The New York Times, International Edition, 20. 3. 64, steht die Mitteilung, »dass die USA nicht mehr – wie eine Zeitlang – die Anerkennung von Machthabern, die durch Gewalt ans Ruder gelangt waren, verweigern würde«.

Technik am Rande der Zivilisation (Infrastruktur in südamerikanischem Bergland).

Die Diktatur des Freien Westens

Zum Schluss erlauben wir uns, aus der »Sozialen Strategie für Entwicklungsländer« von Richard F. Behrendt einen Auszug aus dem Kapitel über soziologisch bedeutsame Ursachen des geringen Ertrags der Entwicklungsförderung zu zitieren:

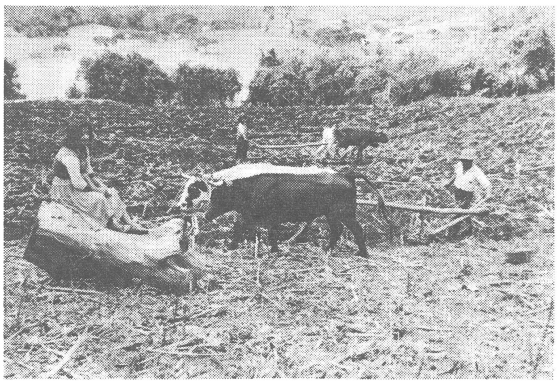
»Immer wieder haben hauptsächlich die Vereinigten Staaten Diktatoren und Oligarchien die Möglichkeit geboten, sich als Bollwerke der ‚freien Welt' gegen den Kommunismus zu gebärden, also ihre innenpolitischen Opponenten als Kommunisten zu denunzieren und mundtot zu machen, sich mit amerikanischer Hilfeleistung zu bereichern, mit amerikanischen Waffen ihre Herrschaft zu festigen und mit Hilfe amerikanischer Propaganda ihr Volk und andere schwach entwickelte Völker ungewollt davon zu überzeugen, dass die einzige – und bessere – Alternative zu dieser ‚Demokratie' der Kommunismus sei.« Zur Illustration seiner Aussage erwähnt Behrendt einen Satz aus The New York Times, International Edition, 16. 3. 64: »Eines der Schlagwörter, die die kambodschanischen Demonstranten vor den amerikanischen und britischen Botschaften letzte Woche in Phnom Penh riefen, war: ‚Nieder mit der freien Welt'.«

Quellen:

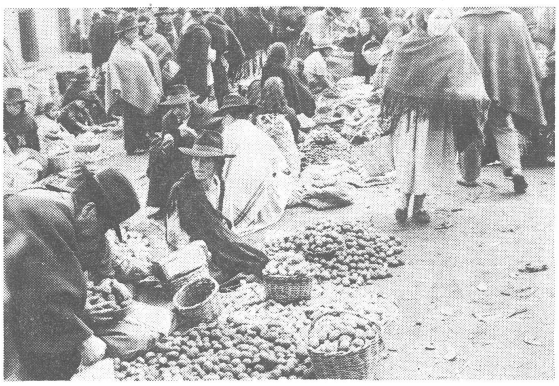
B. M. Russett: World Handbook of Political and Social Indicators

R. F. Behrendt: Kulturzusammenstösse und soziale Spannungen in Lateinamerika (»Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie«)

R. F. Behrendt: Soziale Strategie für Entwicklungsländer (S.-Fischer-Verlag, 1965)



Die Aecker der Revolution. (Mit primitivem Holzpflug, der die Erde kaum zu furchen vermag, bestellen die Bauern ihre Felder.)



Früchte der Kargheit (Markt in Kolumbien). Archiv Missionshaus Immensee

Die Diktaktoren / Von Pablo Neruda

Es blieb ein Ruch in den Zuckerrohrfeldern,
von Blut und Leiche ein Gemisch, ein betäubendes
Blütenblatt, Ekel erregend.
Unter den Kokospalmen die Gräber sind voll von
zerschlagenen Knochen, voll von verstummtem Röcheln.
Der empfindsame Satrap unterhält sich
mit Pokalen, Kragen und goldenen Schnüren.
Der kleine Palast glänzt wie eine Uhr,
und das blitzhafte Lachen, behandschuht,
huscht zuweilen durch die schmalen Gänge
und verbindet den toten Stimmen sich
und den blauen, frisch eingescharrten Mündern.
Das Weinen ist wie eine Pflanze verborgen,
deren Same unaufhörlich auf den Boden fällt,
die ihre grossen, blinden Blätter lichtlos treibt.
Schuppe an Schuppe ist der Hass gewachsen,
Schlag um Schlag, im grausigen Wasser des Sumpfs
mit einem Maul voll Schlamm und Schweigen.

P. N., geboren 1904 in Parral (Chile) als Sohn eines Lokomotivführers. Lernt in frühester Jugend die Urwälder, Wüsten, Bergöden und Städte Südamerikas kennen. Kaum zwanzigjährig, Student der Philosophie in der Hauptstadt Santiago, wird er schnell das Haupt der modernen lateinamerikanischen Dichtung. Zwei Jahre später, als diplomatischer Vertreter seines Landes, bereist er den Fernen Osten. 1936 Konsul in Madrid; hier wird er, angesichts des Bürgerkrieges, zum entschiedenen Republikaner. »Wir Europäer können uns kein Bild machen von dem Ausmass der Leiden der Peone der Anden, der Salpetersteppen, der Ausgestossenen der Vorstädte jener Häfen. Von der Ausweglosigkeit, von der vielhundertjährigen Lethargie. Neruda, der das Schattendasein seines Volkes seit Kindheit vor Augen gehabt, grausam, einer Naturkraft gleich, stellt sich jetzt an die Seite der Armen, wird ihr Dichter. In seine Heimat zurückgekehrt, tritt er in die Kommunistische Partei Chiles ein, nachdem er 1943 bereits mit Hilfe ihrer Stimmen als Senator in das Parlament gewählt worden war. Ein Akt, der aus keiner theoretischen Auseinandersetzung hervorging, sondern der natürliche Abschluss eines menschlichen Prozesses war, vorbereitet in Parral, in Burma, in Indien, in Java, wo er die ‚Armut als ein Geschwür unserer Zeit' erkannte. Von nun ab nennt er es beim Namen, da er ‚das Verbrechen auf dem Thron, nicht im einfachen Volke' fand. Sein Gedicht – Richtspruch in einem kontinentalen Unrecht – trägt ihm die Feindschaft des chilenischen Präsidenten Videla ein, dessen sozialen Verrat und Schreckensregime er anprangert. Neruda wird für vogelfrei erklärt, ein Kopfpreis ausgesetzt. Er flüchtet durch sein Land, von der politischen Polizei verfolgt.« (Erich Arendt) 1949 gelingt es ihm, aus Chile zu entkommen. Exil seither. (Uebersetzung Erich Arendt, entnommen dem Band 99 der Bibliothek Suhrkamp.)

8 mal prüfen dann entscheiden

Ein aussergewöhnliches Angebot der Zürcher Woche für neue Abonnenten

Sie sollen die Katze nicht im Sack kaufen. Sie haben während zweier Monate Gelegenheit, die Zürcher Woche zu lesen, zu prüfen und erst in der Folge zu überlegen, zu entscheiden, ob Sie unsere Zeitung – im Abonnement zum Sympathiepreis für Studenten – beziehen wollen.

Gutschein

Lassen Sie mir die Zürcher Woche in den kommenden beiden Monaten als Probelieferung zugehen. Gefällt sie mir, werde ich die Zürcher Woche anschliessend für ein Jahr zum Sympathiepreis für Studenten (Fr. 16.– statt Fr. 24.–) abonnieren.

Frau/Frl./Herr: _____

Strasse: _____

Postleitzahl, Ort: _____

Gutschein bitte einsenden an die Zürcher Woche, Postfach, 8027 Zürich.

Buchhandlung F. Kellerhals
Pfauen u. Hirschengraben 3, Zürich

Tel. 32 66 99 und 34 87 47

Ihre Buchinteressen sind vielfältig!
Ich habe mich darauf spezialisiert, Ihnen durch gut ausgebaute Dokumentation bei der Auswahl Ihrer Fachliteratur behilflich zu sein. Verlangen Sie unverbindlich meinen entsprechenden Fragebogen!

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27, Zürich 6
beim Poly, **Tel. 47 64 59**
A. Rüedlinger

City Service Stadelhoferstrasse 36
8001 Zürich
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

stereophonie

«Die JansZen-Z-600-Lautsprecher ergeben das klarste, musikalisch natürlichste „Klangfenster", verglichen mit allen anderen Systemen unter 1000 Dollar ... es lohnt sich, den Z-600 gründlich anzuhören und wenn er schlecht tönt, den Fehler am Verstärker und Pickup zu suchen.»
G. J. Holt in «Stereophile»
JansZen-Modelle ab Fr. 570.—

bopp

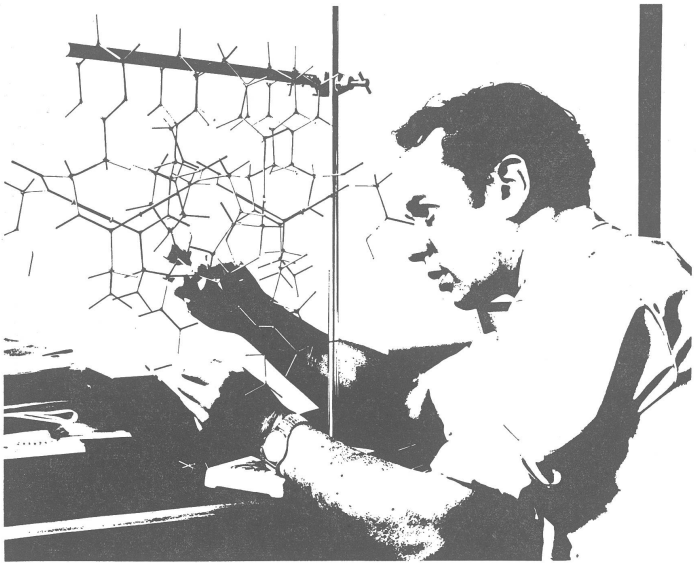
A. Bopp, Klangberater, 8001 Zürich
Limmatquai 74, Tel. (051) 32 49 41

Cafeteria WELLENBERG

am Hirschenplatz
nächst Zentralbibliothek
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt der Studenten zum guten Essen und zum gemütlichen Plausch.

NEU
Gegen Vorweisung der Legi erhalten Studenten zu jedem Menü
GRATIS
einen Kaffee nach ihrer Wahl



Der Urquell aller technischen Errungenschaften ist die göttliche Neugier und der Spieltrieb des bastelnden und grübelnden Forschers und nicht minder die konstruktive Phantasie des technischen Erfinders.

Albert Einstein

C I B A

Heilmittel
Farbstoffe
Technische Applikationsprodukte
Kunststoffe
agrochemische Produkte
photochemische Materialien
Farbfernsehen in Grossprojektion
hochreine Metalle

Für jeden Vogel etwas

Eine kleine SSR-Story / Von Reinhard Meier

Eigentlich war ich wegen der Unterlagen für den geplanten SSR-Artikel an die Leonhardstrasse 19 gekommen. Aber als ich im Parterre des SSR-Hauses eine der hübschen Sekretärinnen nach meinen Interview-Partnern, mit denen ich mich verabredet hatte, fragte, bekam ich vorerst einmal Kuchen und Nescafé. Ein freundliches Geschick liess mich so an einer Kaffeepause der SSR-Belegschaft teilnehmen. Sagte ich Belegschaft? Völlig falsch! Die zwanglose Atmosphäre, in der man da zusammensass, schmeckte nicht im entferntesten nach sprödem, leicht freudlosem Kontor-Geruch, der einem bei dem Wort »Belegschaft« unwillkürlich in die Nase steigt. Die Chefs sind hier keine schrecklichen Büro-Tyrannen, vor denen die arme kleine Stenodaktylo schrecklich zittert und zuerst dreimal leer schlucken muss, bevor sie sie anzusprechen wagt – es sind Studenten (oder waren es doch bis vor kurzem), die ihre Freizeit in den Dienst der studentischen Reiseorganisation stellen. Einer dieser SSR-Chefs (sein offizieller

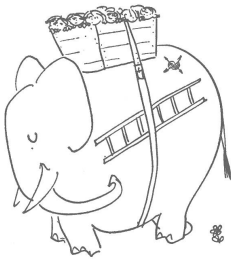
Titel ist eigentlich »Verwaltungsrat«, aber ich kann mich nicht daran gewöhnen, er hat nämlich einen Bart und Verwaltungsräte sind doch sonst sehr glatt rasiert!) führt mich anschliessend noch ein wenig im »Laden« – so nennt er liebevoll die ganze Unternehmung – umher. Mit berechtigtem Stolz weist er darauf hin, dass alle Einrichtungen der verschiedenen Büros mehr oder weniger hauseigene Fabrikate sind. Man sieht's auf den ersten Blick: mit Liebe und Phantasie sind die alten Räume des SSR-Hauses zu unüblich gemütlichen und doch zweckmässigen Büros umgestaltet worden. Anstatt Teak- und Mahagoni-Pulten tut's hier Pavatex, der – zusammen mit den fröhlich knalligen Farben, mit denen die niederen alten Türen überpinselt wurden – einen Hauch von Studentenbude und Pop-Romantik vermittelt. Schon äusserlich also ist der SSR ein »glatter Laden«.

Vom Elefanten zum Düsen-Jet

Wie, wo und wann genau die Geschichte der schweizerischen Studentenreisen ihren Anfang genommen hat, ist heute nicht mehr präzis auszumachen. Aelteste photographische Dokumente, die in die Gegenwart hinübergerettet werden konnten, stammen aus den goldenen zwanziger Jahren. Selbst zu jenen Zeiten beschränkte sich die studentische Reiselust keineswegs bloss auf Rigifahrten und die Besichtigung des Rheinfalls, schon jene Pioniere drängte es nach Fernerem und Ausserordentlichem. So berichtet die Ueberlieferung beispielsweise, dass im Jahre 1925 mit einem Ceylonesen ein Chartervertrag zwecks Miete seines Transportmittels, eines ausgewachsenen Elefanten, abgeschlossen wurde. Teilnehmer an jener abenteuerlichen Unternehmung sollen sich noch heute unter den Lebenden befinden ... Offizieller Organisator der ersten Studentenreisen war damals (und bis 1962) das Auslandamt des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften (VSS).

Die Hoffnungen auf eine kontinuierliche Entwicklung des Tourismus wurden indessen durch die politischen Ereignisse der folgenden Jahre zerstört. Mit dem Reisen war es in den kommenden Krisen- und Kriegsjahren vorbei. Statt Auslandtouren organisierte der VSS damals den Gegebenheiten und Erfordernissen der Zeit entsprechend – Arbeitslager für in- und ausländische Studenten.

Der Tourismus im grossen Stil setzte, dank allgemeinem neuem Wohlstand und dank der technischen Entwicklung, in den fünfziger Jahren ein. Die Studenten wollten sich diese neuen Möglichkeiten nicht entgehen lassen, auch sie wollten in die Ferne schweifen – aber, weil (noch) keine Grossverdiener, billiger und überhaupt ein wenig anders. Zu diesem Zweck musste man sich zusammentun, man musste gemeinsam mit den ausländischen Kommilitonen planen, Vergünstigungen erkämpfen und durch studentischen Einsatz die administrativen Kosten senken. 1956 fand zum erstenmal die »*Conference for Planning of Student Travel*« in Hald, Dänemark, statt. Die schweizerischen Vertreter brauchten dort durchaus keine blosse Statistenrolle zu spielen: Immer noch unter dem VSS-Auslandamt hatten einige initiative Studenten in den vorhergehenden Jahren eine Reiseorganisation von – auch international betrachtet – beachtlicher Leistungsfähigkeit aufgebaut. Der grosse Animator und Pionier aus jener Zeit hiess Frank Blattner, oec.-Student an der Uni in Zürich. Er organisierte die ersten, rein studentischen Charterflüge nach den USA, mit der Swissair, die



zum grossen Hit werden sollten. Man hatte erkannt, dass das Potential der schweizerischen Studenten nicht genügte, um bei solchen Unternehmungen entscheidende Kostensenkungen zu erzielen. Man bemühte sich daher, dass, in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Organisationen, auch ausländische Studenten sich diesen Flugprogrammen anschlossen. Basel wurde nach diesem Konzept zur Drehscheibe und zum Knotenpunkt der europäisch organisierten Studenten-Charterflüge.

Trotz diesen Erfolgen hatte sich aber gezeigt, dass die leidige Politik, mit der man als Zweigorganisation des VSS notwendig verknüpft war, für die freie Entfaltung einer studentischen Reiseorganisation nur hinderlich sein konnte. Tourismus ist eine Sache, die Politik eine andere, die beiden Dinge hält man mit Vorteil auseinander (eine Erkenntnis übrigens, die sich heute allgemein durchzusetzen beginnt). Aus diesem Grunde wurde im Herbst 1962 der Schweizerische Studenten-Reisedienst (SSR) als unabhängige Organisation gegründet. *(Der SSR ist, juristisch gesehen, eine Genossenschaft, deren Mitglieder sind die Studentenschaften der einzelnen Universitäten und Technika.)* Damit war nun die Bahn frei für eine ständig rasanter werdende Entwicklung im schweizerischen Studentenreisedienst. Beschäftigte man 1961 noch vier Angestellte, so sind es heute – Zürich und Genf zusammengenommen – über zwanzig, dazu kommen noch rund dreissig Beschäftigte in den SSR-eigenen Hotels, nicht zu vergessen die vielen studentischen Mitarbeiter.

Soweit – ohne den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit – die chronologische Entwicklung des SSR.

Im folgenden sollen nun einige Fakten und mehr oder weniger wahre Geschichten – news, facts und gags – von und um den SSR aufgezeichnet werden, welche den spezifischen Stil dieses Unternehmens charakterisieren und die Feststellung vom »glatten Laden« auch im übertragenen Sinne bestätigen sollen.

Ein wenig »angefressen«

Die folgende Geschichte ist eine absolut wahre Geschichte, und wenn Heldengeschichten heutzutage – im Zeitalter der Antihelden – nicht so verpönt wären, so würde ich sogar sagen, es sei eine Heldengeschichte, oder, weil es gleich mehrere sind, eine Geschichte über Helden. Die Protagonisten dieses Hoheliedes sind die diversen SSR-Offiziellen, die mit erstaunlicher Arbeitskraft und Phantasie, mit viel Mut zum Risiko auch, den studentischen Reisedienst aus bescheidensten Anfängen zu seiner heutigen Bedeutung geführt haben. Diese Offiziellen, man bedenke das, waren oder sind alles Studenten, die neben ihrem zeitraubenden Job beim SSR irgendwie auch noch ihr Studium betreiben sollten. Wie sich beides ohne Kollision miteinander vereinbaren lässt, wird dem Aussenstehenden wohl nie ganz klar werden. Und trotzdem haben alle, die in den vergangenen Jahren in der Verwaltung des SSR sassen, ihre Studien noch rechtzeitig abgeschlossen. Zudem, und da wird die Sache immer erstaunlicher, erhalten die Herren SSR-Verwaltungsräte für ihre immense Arbeit nur eine lächerliche finanzielle (im Grunde bloss symbolische) finanzielle Entschädigung – was die administrativen Kosten der Reiseprogramme auf ein absolutes Minimum reduziert. Klaus Kocher, der jetzige Präsident des Verwaltungsrates, hat mir diese Phänomene so erklärt: »Weisst du, bei uns im SSR sind halt alle ein wenig angefressen.« Er muss es ja wissen!

Ueblicherweise wird man Verwaltungsrat, indem man möglichst viele Aktien einer bestimmten Firma aufkauft. Nicht so beim SSR. Typisches Beispiel einer steilen SSR-Karriere: K. lässt sich (noch in der Steinzeit des SSR) als Reiseleiter für eine Gruppenreise nach Paris engagieren. Die Tatsache, dass er selbst noch nie vorher dort war, scheint dabei nicht hinderlich zu sein; derartige touristische Erfahrungslücken lassen sich ohne weiteres durch vorherige Lektüre des einschlägigen Artikels im Grossen Brockhaus ausgleichen. Die konkreten geographischen Verhältnisse von Paris wurden dann von K. auf nächtlichen Fusswanderungen – während seine ihm anvertrauten Schützlinge sich dem Schlaf oder sonstigem hingaben – näher abgeklärt. Kurz, die Reise war ein grosser Erfolg, davon schien man mindestens beim SSR überzeugt zu sein, denn als K. am dortigen Schalter die Reisespesenabrechnung überbrachte, drückte man ihm vertrauensvoll einen dicken Ordner in die Hand, mit der Erklärung: da habe er gleich noch »etwas zu bearbeiten«. K. tat das. Und dann »bearbeitete« er noch einen Ordner und noch einen und immer mehr und er wurde immer unentbehrlicher und es gefiel ihm immer besser und am Ende war er Verwaltungsrat.

Touristische Nonkonformisten

»Der SSR hat für jeden Vogel etwas«, heisst ein Slogan an der Leonhardstrasse. Fragt sich nur, was Studenten, die man so kurzerhand zu Vögeln – welcher Art auch immer – stempelt, eigentlich wollen. Sie wollen, sagen sich die SSR-Leute: Keine perfektionierten Bürgerreisen, keine Reisen von der Stange und im Gänsemarsch mit Hinz und Kunz. Nichts gegen Badeferien in Rimini und elf Tage Mallorca »alles inbegriffen und arrangiert«! Nur, findet der SSR, kann der Student, der solches sucht, das in jedem beliebigen Reisebüro auch haben; warum also soll etwas organisiert werden, was – höchst perfektioniert und preisgünstiger – schon längst besteht?

Der SSR hat andere Ziele. Er sieht in jedem Studenten einen touristischen Nonkonformisten, der – zum Beispiel – bei Gelegenheit nicht übel Lust hätte, sich auch einmal lebendige Kommunisten anzuschauen. Die SSR-Leute erkannten mit feinem Gespür solch sündige Wünsche in der Seele der Kommilitonen und machte sie sich mit kaltem Geschäftssinn zunutze: 1963 wurden die ersten Gruppenreisen hinter den Eisernen Vorhang durchgeführt. Aber es sollte immer schlimmer, respektive immer östlicher werden. Die neu eingeführte Vermittlung von Billetten für die Transsibirische Eisenbahn stösst schon auf rege Nachfrage, und neuerdings wird im SSR-Sommerprogramm 1967 unter dem Titel »China« angekündigt: »Wir haben bereits Kontakte mit touristisch versierten Rotgardisten und planen für 1968 eine Reise an das Grab Lin Piaos.«

Doch gehe die Reise nach Eurasien oder nur nach Paris, das Prinzip des SSR-Programms bleibt stets, dem Studenten die grösstmögliche Freiheit zu lassen. Die Formel heisst: gemeinsam reisen (zwecks Kostenersparnis), aber individuell entdecken. Das Gängelband des Reiseleiters soll, wo immer möglich, durch die persönliche Initiative des Einzelnen ersetzt werden. A propos persönliche Initiative: Hätte jene Reiseteilnehmerin sie nie aus den Händen gegeben, sie wäre wohl kaum in die Lage gekommen, bei der studentischen Reiseversicherung (ISIS) folgende Schadenersatzforderung anzumelden: »Ich hatte einen Unfall, ich bekomme ein Kind.«

Eine Bettgeschichte

Auch Betten können mitunter in die Brüche gehen. Wie, warum und in welchem näheren Zusammenhang das Bett, von dem hier die Rede ist, kaputt ging, entzieht sich genauerer Kenntnis und tut auch nichts zur Sache. Fest stand jedenfalls: das Bett war schwer havariert und die Situation peinlich, denn derjenige, welcher es in diesen Zustand gebracht hatte, war nur sein Benützer während seines Reiseaufenthaltes. Was würde der Hotelier dazu sagen? Der unglückliche Bettbeschädiger zitterte, er war noch jung und seine Börse schmal. Man musste etwas tun! Darauf beschaffte jemand eine Säge und dann wurde zersägt. Die havarierte Bettstatt nämlich, und zwar so, dass sich deren einzelne Teile bequem in einen normalen Reisekoffer verpacken und ohne Schwierigkeiten aus dem Hotel bringen liessen.

Eine surrealistische Kriminalstory? Nein, eine SSR-Reisegeschichte. Das soll natürlich nicht heissen, dass nun bei jeder SSR-Reise ein Bett kaputt gehen muss. Aber es heisst: SSR-Reisen bieten immer Ausserordentliches!

Aus der Steinzeit des SSR: Eine Busreise nach Paris

Kolibri

Fortsetzung von Seite 3

schlachtet. Mit wenig Humor, Ironie, »Blödeln« und einem Ultimatum an die Studentenschaft forderte die Redaktion vier (!) ganze Seiten füllend die Leserschaft auf, ihre »Apathie« (siehe Abb.) zu überwinden, auf dass sich wenigstens einige Studenten zur konstruktiven Mitarbeit am »Kolibri« melden würden. Diese Nummer, erschienen unter dem polemischen Titel »Wer schaufelt das Grab?«, enthielt ausser den erwähnten vier Seiten drei Artikel über Studentenpolitik, einige Leserbriefe, die üblichen Filmkritiken und drei Seiten Inserate bei einem Gesamtumfang von 15 Seiten (Format A4). Bei einer solch phantasielosen Themenwahl hätte es eigentlich die Redaktion nicht verwundern sollen, dass kaum ein Echo zu hören war.

Das Erscheinen der zweiten Mai-Nummer überraschte! Die Redaktion jedoch begnügte sich mit der Feststellung »Er lebt«. Das gestellte Ultimatum war offenbar vergessen, und über eine Besserung der Verhältnisse schrieb M. Roberty lediglich: »Sein Uebel plagt ihn (den »Kolibri«) immer noch böse, doch zeichnen sich Möglichkeiten ab, die eine Gesundung zumindest erhoffen lassen.« Die Lektüre dieses Heftes macht den wahrscheinlich richtigen Eindruck, dass sich die Redaktion ob ihrer Ausbrüche in der letzten Nummer schämte. So lässt es sich erklären, dass unter den Beiträgen auch ein Leserbrief abgedruckt wurde, der die Redaktion und ihre Zeitung aufs heftigste mit teils polemischen, teils triftigen Argumenten verurteilte. »Die Zeitung bringt es in letzter Zeit mit konstanter Bosheit fertig, ‚brennend heisse' Themen zu servieren, wie: Militärdienstverweigerung, Neutralität ja oder nein, Pazifismus. Und das präsentiert in einem einwandfreien Plakatstil, bei dem man das Lesen vergisst! Statt aktuelle, interessante Themen zu bearbeiten (über Staigers Rede wurde z. B. keine Tinte verspritzt), betreibt man mit Allerweltsgenie-Problemen geistigen Leerlauf.« Mit diesen Feststellungen, die mir die Lektüre der letzten zehn Nummern bestätigte, begründete Peter Ernst, der Autor dieses Briefes, seinen Vorwurf, der »Kolibri« sei nicht interessant, oft banal und nicht imstande, dem kulturellen Bedürfnis der Basler Studenten zu entsprechen. Weiter stellte er richtig fest, dass die Arbeit der Redaktion beim bereits erwähnten geringen Umfang, welcher zudem hauptsächlich aus Information, Inseraten und Leserbriefen bestand, nicht so gross sein konnte, wie diese es immer wieder behauptete. Die Konsequenz, die P. Ernst nun für den »Kolibri« zog: Sein Erscheinen soll eingestellt oder zumindest seine Funktion auf die eines reinen Informationsblattes beschränkt werden.

Stark im Gegensatz zu diesem Vorschlag einer Lösung der »Kolibri«-Misère stehen zwei weitere Beiträge. Der erste verzichtete auf jegliche Kritik an Redaktion und Studentenschaft, er legte vielmehr einen konstruktiven Plan vor: aus Vetretern der Fachgruppen soll eine Pressekommission gebildet werden, die die Redaktion beratend wie auch durch aktive Mitarbeit unterstützen soll. Somit könne erreicht werden, dass der Redaktion mehr Information und Artikel zur Verfügung stehen. Vor allem, so verlangt der Schreiber, soll der »Kolibri« »in vermehrtem Masse aktuelle studentische Fragen in bündiger Form bringen«. Ob mit dieser letzten Forderung vermehrtes Interesse der Studenten erweckt werden kann, ist allerdings zu bezweifeln. In dieser Beziehung mehr Erfolg versprechend ist ein zweiter Beitrag. Darin wurde der Redaktion vorgeworfen, sie habe Fehler nur beim Publikum gesucht und es wurde festgestellt, dass der Student mit Themen provoziert werden müsse, die weder das Fernsehen noch die SIZ als »heisse Eisen« aufgegriffen haben. »Unsere Zeitung«, wurde konstatiert, »hat dann ihren Zweck erfüllt, wenn die Leserschaft erste Vorbereitungen zum Lynchen der Redaktion trifft.«

Welche dieser Lösungen gewählt wird ist unwichtig, dass der »Kolibri« weiterhin flattern wird ist wahrscheinlich. Als bezeichnend erscheinen mir jedoch die Gründe für die Tatsache, dass erst nach einem halben Jahr von seiten der Studentenschaft reagiert wurde. Sie entschuldigen die Redaktion des »Kolibri« keineswegs. Meine eigene Lektüre und die erwähnten Leserbriefe zeigen, dass entweder nicht die richtigen Leute in der Redaktion sassen (sie konnten einfach nichts besseres leisten) oder dass sie, was eher anzunehmen ist, zu wenig selbstkritisch vorgingen, dass sie von Anfang an die Leserschaft der Passivität beschuldigten, eine Verbesserung der Zeitung nicht in Betracht zogen und somit das von ihnen angeschuldigte Desinteresse noch förderten. Sie haben nicht erkannt, dass die Passivität einer Studentenschaft oder irgend einer Gemeinschaft nicht ein Fehler, sondern eine ihrer Eigenschaften ist. Es wäre Aufgabe der Redaktion gewesen, ihre Leserschaft nicht mit Drohungen, sondern mit Artikeln und Diskussionen über Themen der Art wie K. Degeller sie vorschlug aufzurütteln. Sollte dies unmöglich sein, wieso dann nicht die Zeitschrift aufheben? Sollte dies aber doch möglich sein, dann wird der »Kolibri« bald nicht nur flattern, vielmehr wird er wieder fliegen!

Peter Kienast

Ein Fernsehmonopol?

Im Fernsehen kündigen sich Weichenstellungen an. Die Abonnenten, aber darüber hinaus alle interessierten Staatsbürger und -bürgerinnen, mögen sich rechtzeitig vorsehen. Nachdem nunmehr mit dem ersten Programm beinahe das ganze Land versorgt werden kann, plant die SRG den Ausbau einer zweiten und dritten Programmkette. Damit sollen die drei nationalen Programme in deutscher, französischer und italienischer Sprache allen, also auch den anderssprachigen Abonnenten, zur Verfügung gestellt werden. Ferner will man kulturelle, pädagogische und bildende Programme auf allen drei Ketten ausstrahlen, und schließlich noch ausgewählte Sendungen aus dem Ausland und zusätzliche eigene Produktionen vermitteln.

Alles durch die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft! Diese berieselt heute schon 800 000 Bildschirme in der Schweiz, und sie hofft, es auf anderthalb Millionen zu bringen. Es bedeutet keine Schmälerung der großen Verdienste der SRG, wenn wir hinter dieses ehrgeizige Programm vorerst einmal ein großes Fragezeichen setzen. Nicht um es durchzutun und ein fixfertiges Gegenrezept zu empfehlen, sondern weil wir eine allgemeine intensive Aussprache über die Zukunft des schweizerischen Fernsehens in der Oeffentlichkeit, im Parlament, in der Presse und vor allem auch in den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Vereinigungen unseres Landes als dringend notwendig erachten.

Allen Schweizern die Programme aller drei Nationalsprachen (nach der Bundesverfassung wären es doch eigentlich vier!) zu vermitteln, scheint auf den ersten Anhieb eine großartige Idee. Aber ist sie auch gut? Es möge sich z. B. jeder Deutschschweizer einmal überlegen, wieviel italienisches und französisches Programm er wirklich aufzunehmen und zu genießen in der Lage ist, und man wird rasch merken, daß hier ein großer Aufwand zum größten Teil nutzlos verpuffen wird. Abgesehen davon wird die Verständigung zwischen den Landesteilen um kein Jota gefördert, wenn die Welschen z. B. Maria Stuart im Schiller'schen Urtext oder einen deutsch synchronisierten amerikanischen Krimi oder den Zirkus Krone mit reichsdeutschem Kommentar vorgesetzt bekommen. Wenn man einer Vielzahl von Deutschschweizern welsche Eigenart näherbringen will – und man sollte es! – dann muß das in besonderen Sendungen und möglichst auf Schweizerdeutsch geschehen.

Ueber die Sekundar-, Mittelschul- und Berufsbildung, die man via Bildschirm in jedes Haus tragen will, möchten wir zuerst einmal die Pädagogen und dann auch die Fernseher selber hören. Es ist noch gar nicht sicher, daß die wenigen punkto Bildungsmöglichkeit unterentwickelten Provinzen, die es bei uns noch geben mag, die Belegung einer vollen Programmkette rechtfertigen.

Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß eine mehr oder weniger staatliche Monopolgesellschaft in die Versuchung kommt, so etwas wie einen helvetischen Einheitskulturbrei pfannenfertig in jedes Haus zu verschicken. Wenn dann obendrein das Schweizerische Fernsehen die ganze Freizeit mit Beschlag belegt, was bleibt dann noch für alle andern Träger von Kultur, Unterhaltung, Politik und Information? Die Programme werden, wie es heute schon der Fall ist, zwar selten wirklich schlecht, aber ebenso selten wirklich gut sein, weil sie in allen Sparten einem Durchschnittsgeschmack genügen müssen. In diesem Durchschnittsgeschmack ist wenig Platz für Neues, Originelles, Ungewohntes, Zukunftweisendes.

Ausländische Programme sollen wir zwar auch noch sehen dürfen, aber nur diejenigen, die uns die SRG «ausgewählt» hat. Da wird der Fernseher bis zum letzten Rest in die Rolle eines passiven Statisten gedrängt. Dabei liefert die Technik Möglichkeiten, die ihm gestatten würden, **durch eigenen Entschluß** unter einer Vielzahl in- und ausländischer Programme selber auszuwählen. Aber das ist nur möglich, wenn der SRG nicht von Anfang an ein Monopol auf sämtliche zur Verfügung stehende Kanäle zugebilligt wird. Im übrigen dürfte es im höheren Interesse der SRG selbst und der Abonnenten liegen, wenn auch unter den Fernsehprogrammen eine gewisse **Konkurrenz** wirksam bleibt. Sie spornt an und verhindert die Erstarrung.

Auf eine andere Frage fehlt bis heute jegliche Antwort: Wer wird das alles bezahlen?

Das nennt man eidgenössische Oberaufsicht:
An einer Pressekonferenz im Mai 1967 wird vom Eidgenössischen Departement des Innern mitgeteilt, es «laufe nun die Vorbereitung (!) einer Großausschreibung für genormte Ueber- und Unterführungen». Neun Jahre nach Beginn des Nationalstraßenbaues und nachdem bereits über drei Milliarden Franken ausgegeben wurden, fängt man an, die Normierung vorzubereiten — Kommentar überflüssig!

Trumpf Buur
850

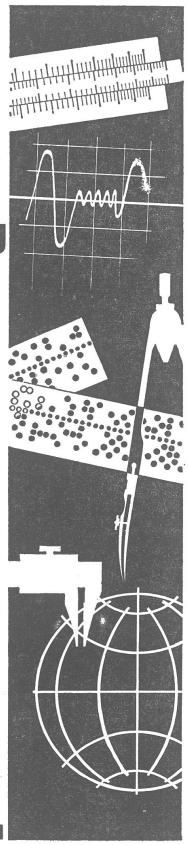
Aktion für freie Meinungsbildung 8032 Zürich

BROWN BOVERI

Grosszügige
Forschung
Eingehende
Versuche
Langjährige
Erfahrung

schaffen die Grundlagen für die Konstruktion und den Bau unserer thermischen und elektrischen Erzeugnisse

1207494



BROWN BOVERI

MIZ

Bewährte Vorbereitung für
Vordiplom und Propädeutikum
MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende der ETH	Für Mediziner
Mathematik Angewandte Mathematik Vektor-Rechnung inkl. Lineare Algebra und Analytische Geometrie Darstellende Geometrie	Chemie Physik Anatomie des speziellen Bewegungsapparates Histopathologie

Beginn: Juni 1967, Januar 1968
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich
Direktion: Hermann Holliger, Josefstr 92, 8005 Zürich, Tel (051) 44 83 35
Nähe Hauptbahnhof und Limmatplatz, Eigener Hörsaal, Parkplätze

Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive

Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik und Optik

Welcho-Optik
Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 46 40 44

Ihr Optiker

gewährt Studenten der Uni und ETH
20 % Rabatt auf Brillen und Sonnenbrillen
10 % Rabatt auf Instrumente
Mikroskope nach Vereinbarung

Welcho-Optik
Welchogasse 4
8050 Zürich
Telefon 46 40 44

Ketzerische Gedanken zur Studienreform

Eine Lanze für die studentische Selbstinitiative / Von Jürg Kielholz

Das Thema Hochschulreform ist zu recht aktuell: eine Neugestaltung des Studiums ist überfällig.

Der Grossteil der Reformwilligen strebt eine Straffung der Studien an – Rationalisierung durch Beschleunigung. Im folgenden geben wir einem Vertreter der »Minderheit« das Wort. Humboldtsches Freiheitsideal und studentische Selbstverantwortung sind die Leitgedanken seiner Vorschläge.

Die Notwendigkeit der Studienreform ist unbestritten; über den einzuschlagenden Weg jedoch kann und soll diskutiert werden. Dies ist der Sinn des folgenden Beitrags.

Gross ist das Unbehagen über bestehende Organisations- und Institutionsformen des akademischen Lehrgangs geworden; ausgiebig äussert sich die Presse – auch die studentische – zur Hochschulfrage. Indessen gewinnt man aus den studentischen Beiträgen manchmal den Eindruck, dass sich die Studentenschaft die Diskussionsthemen stark von aussen aufdrängen lässt: über institutionellen, finanziellen und personellen Fragen werden of die eigenen Anliegen vernachlässigt. Natürlich soll der Student organisatorische, bauliche und personelle Fragen mitdiskutieren; vor allem aber sollte er mehr seine eigene geistige Situation der Oeffentlichkeit zum Bewusstsein bringen. Dies scheint mir die zentrale Aufgabe der studentischen Bemühungen um eine Studienreform zu sein: zur Gesundung des Geistes beizutragen.

Sicher ist es lästig, wenn man in überfüllten Hörsälen Notizen nehmen muss oder sich sein Mittagessen durch lange Wartezeiten zu »erstehen« hat, aber noch viel schwerer wiegt ein kranker Geist unter der akademischen Jugend. Was nützen grosszügig gebaute Forschungsstätten und modernste Instrumentarien, wenn trotzdem unlustig gearbeitet wird? Was erreichen einsatzfreudige und höchstqualifizierte Dozenten, wenn studentisches Desinteresse und minimalistische Arbeitshaltung ihren guten Willen wirkungslos verpuffen lassen? Wer aber wollte es leugnen, dass heute solche Zeichen geistiger Krisen in zunehmendem Masse unter der akademischen Jugend festzustellen sind? Die Studenten selbst fühlen mit Unbehagen, dass sie den steigenden Anforderungen immer weniger gewachsen sind.

Leistungsschwund?

Ich erlaube mir, in Stichworten einige vielgehörte Klagen über den heutigen akademischen Nachwuchs in Erinnerung zu rufen:

Desorientierung, z. B. in der Berufswahl.

Mangelnde Zielstrebigkeit in der Arbeit, verbunden mit unnötigem Zeitverschleiss, häufigem Fakultätswechsel usw. Eine Grosszahl von Studenten schliesst ihr Studium nicht ab.

Abnahme der Konzentrationsfähigkeit.

Unselbständigkeit.

Mangelnde Initiative.

Desinteresse, auch in typisch studentischen Belangen.

»Kulturmüdigkeit«, damit oft verbunden ein Hang zu »leichter Lebensführung«.

Studentischer Minimalismus.

Neigung zu vorzeitigem Spezialistentum.

Schlechte Belesenheit.

Mangelnde Sprachbeherrschung, mündlich und schriftlich.

Der Katalog von Vorwürfen liesse sich beliebig erweitern.

Ohne Zweifel lässt sich eine geistige Krise des modernen Studenten feststellen.

Auch die breitere Oeffentlichkeit nimmt mit Interesse von diesen Missstimmigkeiten Kenntnis. Vor allem Behörden, Dozenten und Wirtschaftskreise streben einen höheren Wirkungsgrad des Ausbildungsganges an. Verbindliche Studienvorschriften (Normalstudienpläne), vermehrte Zwischenprüfungen usw. sollen den Studenten möglichst rasch auf den richtigen Weg – den der nutzbringenden Arbeit – bringen sowie arbeitsscheue Elemente und »ewige Studenten« eliminieren oder zu höheren Leistungen veranlassen.

Es ist eine Tatsache, dass der heutige Student grösserer Orientierungshilfen bedarf als sein Kommilitone vor fünfzig Jahren. Die Flut der Fachliteratur und Legionen von Detailproblemen verwandeln den einsatzfreudigen Anfänger in einen von der Last unerledigter Pflichten geplagten Minimalisten. Denn jedes neue Semester häufen sich neue Literaturlisten, geliefert von der wohlmeinenden Dozentenschaft.

Drängt sich angesichts dieser durch Ueberforderung und »kranken Geist« gekennzeichneten Situation nicht eine energische Führung des Hilflosen auf? Wie wäre es sonst denkbar, dass die Studenten selbst oft lautstark in den Ruf nach Reglementierung und geistiger Führung (sprich: Bevormundung) einstimmten? Offenbar halten sie sich nicht mehr für fähig, aus eigener Initiative und mit eigenen Mitteln den Kampf gegen die Widerstände ihrer Zeit aufzunehmen. Sie suchen eine starke Führung, weil ihr Vertrauen in die eigenen Kräfte angesichts der sich türmenden Schwierigkeiten dahinschwindet.

Dazu folgendes:

Durch die Ueberwindung von Schwierigkeiten erwachsen und verstärken sich erst manche Kräfte und Fähigkeiten. Die Hilfe sollte nur so weit gehen, dass der Student Wege erkennt, auf denen er aus eigener Kraft ans Ziel gelangen kann.

Die dominierende *Zielgerichtetheit* in unserem gesamten Ausbildungswesen, insbesondere aber auf der Mittel- und Hochschulstufe ist wohl mit zum grossen Teil für die Freudlosigkeit verantwortlich, die wir so oft bei Mittelschülern und Studenten antreffen. Unsere Schule wird immer mehr zum Sklaven einer rastlosen wissenschaftlichen Betriebsamkeit, die selbst nicht weiss, welches Ziel sie eigentlich so hektisch ansteuert.

Wenn die Gesellschaft ihre Hochschulen in Anstalten für intellektuelle Hochleistungszucht verwandelt, die dem existentiell engagierten Studium keinen Raum lassen, wird sie wohl perfekt funktionierende Denkautomaten erhalten, nicht aber verantwortungsbewusste und vielseitig gebildete Akademiker.

Wir meinen nun, dass im Vordergrund jeder wirksamen Studienreform ein umfassender Appell an die *Initiative* und an das *Engagement der Studenten* stehen muss. Nur so ist ein dauerhafter Gesundungsprozess möglich. Wie aber, so wird man fragen, soll dieser Appell aussehen, wenn er über rein verbale Aufforderungen hinausgehen soll?

Der greise Goethe in seiner gotischen Studierstube: Beim Studieren grau geworden.

Ein Weg zu studentischer Selbstverantwortung

Welcher Lehrer an Mittelschulen hat nicht schon resigniert feststellen müssen, dass ein Grossteil der Schüler für das Zeugnis oder für die Eltern lernt statt im vollen Bewusstsein, dass er an seiner eigenen Zukunft mitarbeitet. Er überträgt Schule, Lehrerschaft und Eltern die Verantwortung für seine Ausbildung; anders ausgedrückt: die Erzieher überlassen ihm die Verantwortung nicht.

Bedenklich wird es, wenn auch der Student gleiche Mängel zeigt. Natürlich kann man auch hier psychologische Ursachen dafür verantwortlich machen, z B. es mache sich bei der heutigen Jugend ein immer stärkerer geistiger Retardierungsprozess bemerkbar! Trägt aber nicht die Umwelt die Hauptschuld an diesem unerquicklichen Zustand, weil sie den Jungen zuwenig Möglichkeiten zur freien Selbstentfaltung gewährt, sondern sie allzusehr am geistigen Gängelband führen will in der guten Absicht, dem Schüler möglichst alle eigenen Erfahrungen einzutrichtern?

Die Folgen durchreglementierter Studiengänge sind bekannt: die Studenten konzentrieren sich gezwungenermassen stur auf ihr Fachgebiet und werden so zu Fachvirtuosen ohne ausreichende Allgemeinbildung. Leider wird kaum etwas zur Behebung dieses Dilemmas getan. Wer bringt schon den Mut auf, den Abbau von überflüssigem Wissensballast zugunsten von Grundsätzlichem und Exemplarischem praktisch durchzuführen? Oft wird das Gegenteil erreicht: In Sorge um die internationale Konkurrenzfähigkeit unseres Landes wird auf eine starke numerische Vermehrung des akademischen Nachwuchses gedrängt, wobei sich häufig nur Quantität statt Qualität einstellt.

Ueberträgt aber die Gesellschaft der akademischen Jugend vertrauensvoll die Verantwortung zur Selbstbildung und -erziehung und hat sie auch die nötige Geduld, auf die Resultate zu warten, so wird sie sicher verantwortungsfreudigere und selbständige Akademikerpersönlichkeiten erhalten.

Daher gelten folgende *Hauptanliegen*, die selbständige Studenten an die Oeffentlichkeit haben:

Massvolle, wirklichkeitsnahe und ausführbare Anforderungen an die akademische Jugend.

Beschränkung auf Grundsätzliches durch Abbau von überflüssigem Wissensballast.

Vertrauen in die Studenten durch eine freiheitliche und grosszügige Studienregelung, wobei die Anforderungen durchaus streng bleiben sollen.

Verzicht auf überflüssige, allzu stark ins Detail gehende Reglementierung zugunsten einer die Selbstinitiative der Studenten fördernden Haltung.

Zusammenfassend sollte man dem Studenten ein *höchstmögliches Mass von Verantwortung* an seiner eigenen Ausbildung übertragen.

Wie diese Forderungen sich konkret verwirklichen lassen können, sei in der Folge aufgezeigt.

Die studentische Arbeitsgruppe als Modell

Gestalt:

Teilnehmer nur aus einer bestimmten Studienrichtung oder aus verschiedenen Disziplinen.

Teilnehmerzahl maximal 10 Personen.

Voraussetzungen:

Minimaler organisatorischer Aufwand bei der Bildung der Arbeitsgruppe. Insbesondere Arbeitsteilung bei der Vorbereitung der einzelnen Themen. Statt einen einzigen mit der Leitung der gesamten Arbeit zu belasten, übernimmt womöglich jeder Teilnehmer die Leitung *einer* Sitzung. Daneben soll sich jeder individuell so vorbereiten, dass ihm bei jeder Sitzung die aktive Teilnahme möglich ist.

Formierung der Gruppen im Hinblick auf ein konkretes Ziel, aus echten Bedürfnissen heraus.

Organisation völlig auf freiwilliger und freiheitlicher Basis.

Damit effektvoll gearbeitet werde, sollte sich die Gruppe zu Beginn konkrete Ziele setzen, die sie im Verlauf der Arbeit dem Niveau der Gruppe und ihrem Arbeitstempo anpassen kann. Keinesfalls sollten die Ziele zu hoch gesteckt werden. Auch ist vor perfektionistischem Streben zu warnen.

Um entmutigenden Energie- und Zeitverschliess tunlichst zu vermeiden, sollte mindestens bei schwierigeren Aufgaben ein Teilnehmer über Erfahrungen im betreffenden Arbeitsbereich verfügen (z. B. höhersemestriger Student, Doktorand usw.).

Endlosen Diskussionen und studentischem Fachgesimpel in einer Sitzung so aus dem Weg gehen, dass ein Teilnehmer mit der Abklärung der entstandenen Frage betraut wird (Orientierung durch Professoren, Assistenten, Nachschlagen usw.). Lösung in der nächsten Sitzung usw.

Mögliche Anwendungsbereiche:

1. Ergänzende und vertiefende Lektüre von Vorlesungs- und Prüfungsstoff, (repetierende) Diskussion der Hauptschwierigkeiten.

2. Gemeinsame Lösung von Uebungsaufgaben und Diskussion der Lösungswege.

3. Lektüre von Quellen, Sprachtexten nach individueller häuslicher Vorbereitung.

4. Repetitorien (mündlich und schriftlich).

5. Konversationsgelegenheit im Austauschverfahren (z. B. Deutsch gegen Englisch; unsere ausländischen Kommilitonen finden dadurch rascher und besser Kontakt an der Hochschule).

6. Vorbereitung auf Seminarien und Kolloquien während der Semesterferien.

Wir sind uns völlig bewusst, dass wir hier keinesfalls originelle Gedanken äussern. Vielmehr soll das Modell den Erfahrungsaustausch unter den Studenten anregen und allen helfen, gangbare Wege zur Bewältigung der Studienschwierigkeiten *aus eigener Kraft* zu finden. Vor allem soll der hauptsächlich in den Geisteswissenschaften grassierende Arbeitsindividualismus überwunden und durch fruchtbarere Gruppenarbeit ersetzt werden. Zudem können wir damit der Oeffentlichkeit, den Behörden und Dozenten zeigen, dass wir die geforderte geistige Betreuung, die uns zur Bevormundung zu werden droht, gar nicht nötig haben.

Eine zentrale Stelle innerhalb der Studentenschaft, evtl. dem pädagogischen oder didaktischen Lehrstuhl angeschlossen, könnte die methodische und didaktische Beratung der einzelnen Gruppen über die Fachdisziplinen hinaus übernehmen. Der Schreibende wäre sofort bereit, in einer solchen Beratungsstelle mitzuarbeiten.

Welche Vorteile lassen sich aus dieser Arbeitsform gewinnen?

1. Die Studenten bestimmen selbst *nach ihren realen Bedürfnissen* die Themen ihrer Arbeit. Sie vertiefen also dort ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, wo es nach ihrem eigenen Dafürhalten am nötigsten und nutzbringendsten ist. Von oben sind diese Bedürfnisse schwieriger auszumachen.

2. Förderung der Verantwortung und Initiative des einzelnen, dessen Individualität zudem bedeutend grösserer Spielraum gewährt ist. Selbsterziehung und -bildung statt Führung von aussen!

3. Die ideale Grösse der Arbeitsgruppen ist auf diesem Weg viel eher erreichbar als durch eine noch so massive Vermehrung von Dozenten- und Assistentenstellen. In der kleinen Gruppe aber profitiert der einzelne Student mehr als im noch so glänzend organisierten und durchgeführten Mammutseminar. Sie ermöglicht die individuelle Zusammenarbeit der früheren »goldenen Zeiten«.

4. Die kleine Gruppe fördert den Kontakt der Studenten untereinander. Man lernt einander wieder beim Namen kennen und sieht vor allem, dass der andere mit den gleichen Schwierigkeiten zu ringen hat. Besonders für Erstsemestrige ist diese Möglichkeit der Kontaktnahme unschätzbar wichtig, verhindert sie doch, dass der Anfänger in eine gefährliche geistige Isolierung gerät.

5. Höhersemestrigen Studenten und Doktoranden bietet sich eine gute Gelegenheit, ungezwungen und relativ risikolos methodische und didaktische Gehversuche zu machen – ein Grossteil der Studenten übt ja später den Lehrberuf aus – sowie im Sinne eines Repetitoriums eigene Kenntnisse und Fähigkeiten auf ihre Gründlichkeit hin zu prüfen. Zudem wird er dem Anfänger manche wertvolle Studienerfahrung übermitteln können.

Wie aber können Behörden und Dozenten die studentischen Arbeitsgruppen fördern helfen, ohne dass diese in ihrer Spontaneität durch Kontrollmassnahmen und Vorschriften gefährdet werden?

Behörden

Schon heute, da diese Arbeitsform in Ansätzen gepflegt wird, ist der Raummangel ein Haupthindernis. Es lassen sich nur in beschränktem Mass kleine Arbeitsräume auftreiben, die vollends nicht genügten, wenn sich Arbeitsgruppen in grösserer Anzahl formierten. Es wäre von behördlicher Seite genauer abzuklären, auf welche Art weitere kleine Räume (Abbruchobjekte, Baracken, leere Schulhäuser, Kellerausbauten usw.) bereitgestellt und einer studentischen Selbstverwaltung übergeben werden könnten. Auch wäre zu prüfen, ob zusätzliche finanzielle Mittel für die Miete von Lokalen freizumachen wären. Falls sich eine studentische Zentrale zur Beratung der Arbeitsgruppen bildete, wäre deren finanzielle Unterstützung gleichfalls zu erwägen. Ueber dies alles ist eine vertrauensvolle Haltung von Behörden und Parlament den Studenten gegenüber unerlässlich.

Dozenten

Ihre Einstellung den geäusserten Gedanken gegenüber ist von entscheidender Bedeutung. Von Ihnen wird weitgehendes Vertrauen in die spontane Arbeit der Studierenden gefordert. Immerhin besitzen sie die Möglichkeit zur Prüfung der Leistungsfähigkeit vorgenannter Arbeitsform in ihren Seminarien und Uebungen, die wenn auch in kleinerem Ausmass als bisher, weiterhin bestehen bleiben. »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!«

Damit die Studenten auch während des Semesters Zeit finden, sich zur Gruppenarbeit zusammenzuschliessen, müssen obligatorische Vorlesungs- und Uebungsstundenzahlen bedeutend reduziert werden. Zu dieser Reduktion wäre mancherorts die Herausgabe von gedruckten Vorlesungsmanuskripten ein taugliches Mittel. So wäre es vielleicht möglich. z. B. 2- bis 3-stündige Vorlesungen in einstündige Kolloquien über den betreffenden Vorlesungsstoff umzuwandeln. Es wäre ausserordentlich wünschenswert, dass Dozenten und Assistenten den Gruppen als Berater und gelegentliche »Gäste« zur Verfügung stünden. Sie sind eine unentbehrliche Hilfe, indem sie produktive Ziele setzen helfen, auf geeignete Fachliteratur hinweisen, methodische Anregungen geben, auf Schwierigkeiten und Schwerpunkte der Arbeit zeigen usw.

Der springende Punkt

»Das tönt ja alles recht einleuchtend. Wer aber garantiert uns, dass sich die Studenten in wünschbarem Ausmass freiwillig engagieren? Werden nicht mangelnde Selbstdisziplin, fehlende Energie einem solchen Unternehmen wie den meisten studentischen Projekten den Wind aus den Segeln nehmen? Am Ende kann man den Studenten doch nur durch Druck, verpflichtende Vorschriften und hochgeschraubte Anforderungen zum intensiven Arbeiten bringen.« So wird mancher pessimistisch meine Gedanken zu widerlegen versuchen.

Dazu ist folgendes zu sagen: Die hohen Anforderungen des Studienabschlusses bleiben weiterhin bestehen, und damit ist auch das Studienziel gesetzt. Bei jedem Studenten sollte aber ein gewisses Mindestmass an Wille und Einsatzfreudigkeit vorausgesetzt werden können. Diese Einsatzfreude kann durch die Umwelt massgeblich beeinflusst werden. Soll überdies wegen eines relativ kleinen Prozentsatzes von Unfähigen, Versagern und Drückebergern die Mehrheit der arbeitswilligen Studenten in die Zwangsjacke des Normalstudienplans gesteckt werden, soll mit andern Worten eine kleine Minderzahl die Mehrheit dadurch tyrannisieren können? Ist der Weg zum reglementierten geistigen Gleichschritt und zur normiert starren Ausbildung wirklich ein unabwendbarer Zug der Zeit? Ich glaube es nicht!

happenings happenings happenings

JSC — Flash — JSC

Der JSC ist täglich von 20.00 Uhr an geöffnet. Von Montag bis Donnerstag hat jedermann Zutritt. Freitag bis Sonntag ist für Mitglieder und deren Gäste reserviert.

Nächste Mitgliederaufnahme ist am 3. Juli, 20.30 Uhr.

Ständiges Programm:

Dienstag:	*Politischer Abendschoppen*
Mittwoch:	*Klassischer Abend*
Donnerstag:	*Jazz at JSC*
Wochenende:	*Tanz* *Filme* *Ausflüge* *Spezialanlässe* *Nationalabende*

fsz

Das angekündigte Offene Seminar über Probleme der »Dritten Welt« ist wegen des Spanienreferendums auf das Wintersemester verlegt worden. Die so gewonnene Zeit gibt uns zudem die Möglichkeit, den Kreis der leitenden Mitarbeiter (Professoren und Assistenten) noch zu erweitern.

Anmeldungen interessierter Studenten werden weiterhin entgegengenommen (Tel. 33 00 51, fsz-Büro Telephon 47 10 63 oder schriftlich an das fsz-Postfach 680, 8021 Zürich).

Für die Einstudierung und Aufführung **meines Sprechchorwerkes** suche ich ca.

10 bis 15 Studenten

mit Wohnsitz in Zürich oder Umgebung.

Voraussetzung:
Gute Aussprache.

Bei Interesse setzen Sie sich bitte bis 21. Juni 67 mit mir telephonisch in Verbindung; jeweils ab 20.30 bis 21.30 Uhr, ausgenommen am Mittwoch.

Tel. (073) 4 77 19

Alfred Sturzenegger
9555 Tobel

SSR-Nachrichten

Reiseklub:

Seit Mitte Mai trifft man sich am Freitagabend wieder im Reiseklub an der Leonhardstrasse. Auf unserm Programm findest du unter anderm drei begehrte Reiseländer, die diesen Sommer als internationale Spannungsherde gelten, nämlich Griechenland, Israel und Aegypten. Komm und orientiere dich, wie weit du deine Reisepläne in der neuen Lage anpassen musst.

Neu im Programm sind unsere Wochenendausflüge mit VW-Bus.

17./18. Juni:

Barockkirchen am Bodensee. Uebernachten in Weingarten.
Kosten ca. 30 Fr.

1./2. Juli

Colmar - Strassburg. Hinfahrt über Freiburg, Heimfahrt über Colmar - Mulhouse - Basel. Kosten ca. 40 Fr.

14.–16. Juli:

Wir feiern Semesterschluss in München. 2 mal Uebernachten mit Frühstück.
Kosten ca. 55 Fr.

Wir wollen diese Wochenendausflüge preislich so günstig wie nur möglich durchführen. Du bezahlst bei der Anmeldung am SSR-Schalter einen festen Betrag von 20 Fr., den Rest verrechnen wir nach der Reise auf der Basis der Kostenteilung.

Institut für Arbeitspsychologie der ETH

Im Rahmen einer Untersuchung von kognitiven Denkprozessen suchen wir Versuchspersonen zur Ermittlung der Intelligenzstruktur bei jungen Akademikern.

Wir führen die Testbatterie in zwei je anderthalbstündigen Sitzungen durch. Die Resultate werden zu Gruppennormen verarbeitet, und es ist auch ein Vergleich der Leistungen zwischen den Abteilungen und Fakultäten geplant. Die individuellen Resultate können später im Institut eingesehen werden.

Die nächsten Aufnahmen sind für folgende Daten angesetzt:

Teil I:	Zeit	Uni Hörsaal
Dienstag, 20. Juni	*8.15– 9.45*	*118*
Mittwoch, 21. Juni	*13.15–14.45*	*302*
Donnerstag, 22. Juni	*16.15–17.45*	*121*
Teil II:		
Dienstag, 27. Juni	*8.15– 9.45*	*118*
Mittwoch, 28. Juni	*13.15–14.45*	*302*
Donnerstag, 29. Juni	*16.15–17.45*	*121*

Eine Woche vor Beginn der Aufnahmen werden die entsprechenden Anschläge angebracht und Informationsblätter aufgelegt.

Nur aufgrund einer genügend grossen Anzahl von Resultaten (mindestens je 100 Studentinnen und Studenten) wird es uns möglich sein, die interessante Fragestellung zu bearbeiten.

Corrigenda

Irrtümlicherweise hat die Redaktion im Artikel »VSS: Morgen- oder Abendröte?« der letzten Nummer den Aufbau der Exekutive des VSS falsch dargestellt:

Die Exekutive setzt sich, nicht wie wir geschrieben haben, folgendermassen zusammen:

Der Präsident ist vollamtlich; ebenso der Vizepräsident für Universitäres. Halbamtlich sind die Vizepräsidenten für Finanzen, Internationales und für Soziales.

Zudem wurde ein Posten für einen vollamtlichen Administrator geschaffen.

Für den Posten des Präsidenten stellten sich zwei Kandidaten zur Verfügung: Peter Meyer, Fribourg und Bertram Schefold, Basel.

Studentische Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen Zürich

Wir diskutieren am runden Tisch

Die AGH veranstaltet zur Referendumsabstimmunng über die Spanienpetitionen eine

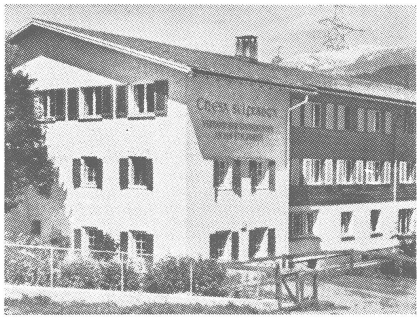
Podiumsdiskussion

mit Vertretern der fsz, des KStR und der Liberalen Studentenschaft am *21. Juni, 20.00 Uhr,* im Hörsaal 117A der Universität.

Studentische
Arbeitsgemeinschaften
beider Hochschulen

Ferien

Wir empfehlen den Dozenten, Assistenten und Mitarbeitern beider Hochschulen



Chesa Selfranga Klosters
Telefon 083 / 4 12 55

VSETH

IUR & OEC

Aufahrt Freitag, 23. Juni 19.30 Uhr

Aufahrt

Die Aufahrt der »iur. et oec.« ist nicht nur ein Stück Tradition an unserer Hochschule, sondern eine sehr erfreuliche Einrichtung dazu: sie ist für den Studenten *die* Gelegenheit des Jahres, seinen Dozenten und Assistenten einmal zu Wasser und zu Lande in einem fast familiären Rahmen zu begegnen.

An Bord der »Säntis«:

Diskothek für diejenigen, die gerne ihre Partnerin oder eine der – hoffentlich zahlreichen – Kommilitoninnen zum Tanze führen möchten.

Bierschwemme. Wer gesangesfreudig ist und einen Kantusprügel mitbringen kann, trägt zur gemütlichen Stimmung bei.

Au: Würste vom Grill

Alle Studierenden der Universität sind zu dieser Ausfahrt herzlich eingeladen.

Abfahrt: 19.30 Uhr Landesteg Bürkliplatz.

Rückkehr: 23.30 Uhr Bürkliplatz.

Jetzt Vorverkauf zum reduzierten Preis von 7.30 Fr. für Schiffahrt und Essen. Billette bei der Studenten-Papeterie (Zentralstelle).

Käthe Kollwitz

Am Dienstag, den 13. Juni, wurde in der Galerie Strohhof die Ausstellung über das Schaffen von Käthe Kollwitz eröffnet.

Käthe Kollwitz – sie wäre in diesem Jahr hundertjährig geworden – gehört zu den bedeutendsten graphischen Künstlern dieses Jahrhunderts.

Berühmt wurde sie vor allem durch ihre beiden Zyklen »Ein Weberaufstand« und »Bauernkrieg«. »Ein Weberaufstand« – die Folge besteht aus sechs Blättern – ist nicht die Illustration des Hauptmannschen Dramas, sondern eine eigenständige Bearbeitung des Stoffes. Wenige Jahre später arbeitete sie ihren zweiten grossen Zyklus aus: »Bauernkrieg«.

Ihre Blätter weiten sich in den folgenden Jahren zu einer unerhörten Grosszügigkeit und Geschlossenheit der Kompositionen. Vorherrschend wird in vielen Variationen das Thema »Mutter – Kind – Tod«. Noch deutlicher wird ihre grosse künstlerische Begabung sichtbar; sie erschliesst ihren Blättern kühne Formen und plastische Wucht.

Käthe Kollwitz kann keinem bestimmten kunsthistorischen Ort zugeordnet werden. Ihre Lithographien und Radierungen sind naturalistisch und impressionistisch, ihre Holzschnitte – dieser Kunst wandte sie sich erst im Alter zu – und Plastiken expressionistisch. Sie steht über den Stilen.

John Matheson

JUDO JIU-JITSU

Anfängerkurs: für Damen und Herren
Klub: Judo-Kai, Wallisellen
Beginn: 19. Juni 1967, 20.00 Uhr
Trainingslokal: Industriestrasse 30 (Rest. Grindelwald), Wallisellen, an der Stadtgrenze Schwamendingen. Modernstes Trainingslokal, Duschen u. grosser Parkplatz.
Kursdauer: 3 Monate
Beitrag: Fr. 50.— für ganzen Kurs **(Studenten 20 Prozent Ermässigung)**
Tenue: Trainer, Turnhose (oder Kimono)
Training: für Mitglieder jeweils 20—22 h, alle Tage
Auskunft: Präs. R. Kräuchi, Tel. 93 06 82

Diesmal: Eine Lanze für König

An unserem vieldiskutierten und umstrittenen Jesuitenparagraphen ist leider ein kleiner Versuch in praktischer Oekumene gescheitert. Das ist bedauerlich und bedenklich. Noch viel bedenklicher ist es aber, dass dieser Fall in übelster Weise hochgespielt wurde, durch und durch geschmacklos und bar jeder Objektivität. Ich meine den Artikel »Es lebe der Jesuitenparagraph?« von Klauss Stüwe im zs 2 1967 S. 3.

Da wird also »unsere« Erziehungsdirektion lächerlich gemacht, weil sie nach Genehmigung des Lehrauftrags (denn sonst wäre er nicht im Vorlesungsverzeichnis erschienen!) dem Jesuitenpater Dr. A. Ziegler diesen in letzter Minute wieder entzogen hatte, angeblich wegen des Schadens, den dieser böse Jesuit in den Herzen und Hirnen junger Studenten hätte anrichten können.

Nebenbei: Welcher Schweizer verfügt wohl über ein so schönes Vokabular der Entrüstung? »Sozusagen geistige Ueberfremdung! / Staatsfeinde mitten in der Universität / Nein, da bin ich doch heilfroh, in unserem freien Land zu leben, wo wir solche Umtriebe nicht dulden!/ Da lob' ich mir schon unsere währschafte Erziehungsdirektion!/ Der Dank des Vaterlandes ist ihr gewiss!« Dieser gute, »entrüstete« Patriot ist ein deutscher Kommilitone, der sich ganz als einer der Unsern fühlt: Er ist Mitglied des Fakultätsvorstands der Theologen und Vizepräsident des GStR; nur sein Wesen, seine Sprache und seine Autonummer unterscheiden ihn noch von uns. Wenn nun ein Deutscher in solchen Tönen von Vaterland (!) und Regierung zu sprechen beginnt, so kann einem tatsächlich übel werden ... So viel zur Frage von Takt und Geschmack. Ueber einen solchen Missgriff könnte man sich ärgern, müsste aber deswegen keine Entgegnung schreiben.

Die Sache ist aber wesentlich schlimmer:

Klauss Stüwe setzt uns hier absichtlich (wie er mir gegenüber mündlich erklärte) nur die halbe Wahrheit vor, weil es sich nicht gelohnt habe, alles vor den Lesern auszubreiten. Da pflichte ich ihm bei: es hätte sich nicht gelohnt, überhaupt etwas darüber zu schreiben. Da er aber die halbe Wahrheit zu einem verfehlten Angriff auf die Erziehungsdirektion (von dem sich übrigens der betroffene Prof. A. Rich offiziell distanzierte) missbrauchte, bleibt uns nichts anderes übrig, als die ganze Wahrheit auszubreiten, wobei auch hier nur die Hauptpunkte genannt werden können:

Um sein Seminar »Das Schema XIII des II. Vatikanischen Konzils (Die Kirche in der Welt von heute) und seine theologische Bedeutung« zu bereichern, ersuchte Herr Prof. A. Rich um einen Lehrauftrag für den katholischen Studentenseelsorger Pater Dr. A. Ziegler, der übrigens regelmässig Vorlesungen der Theologischen Fakultät besucht. Bei der Eingabe unterliess es aber das Dekanat der Theologischen Fakultät leider, anzugeben, dass Pater Ziegler ein Jesuit sei, in der Annahme, das sei ja ohnehin bekannt. Diese Unterlassung zog dann all die unerfreulichen Folgen nach sich. Es ist aber festzuhalten, dass das Dekanat den Antrag auf Bewilligung des Lehrauftrags weder in Unkenntnis des Art. 51 der Bundesverfassung noch als Versuch, diesen zu umgehen, stellte; es war nämlich in Kenntnis von Präzedenzfällen der Ansicht, dass die Bewilligung ohne eine Verletzung der Verfassung möglich sei. Der Erziehungsrat bewilligte den Lehrauftrag und wurde erst nach der Drucklegung des Vorlesungsverzeichnisses von dritter Seite darauf aufmerksam gemacht, dass Pater Ziegler dem Jesuitenorden angehört. Daraufhin forderte die Erziehungsdirektion sofort ein Rechtsgutachten der Justizdirektion bezüglich Art. 51 der Bundesverfassung an, das dann die Aufhebung des Lehrauftrags zur Folge hatte. Es muss hier aber beigefügt werden, dass die Juristen selbst sich in der Interpretation nicht einig waren.

Wenn man einige Gedanken zu dieser traurigen Geschichte anstellen will, so jedenfalls nicht die, unsere Erziehungsdirektion habe sich einen Schildbürgerstreich geleistet; vielmehr haben wir es unserem immer noch gültigen Art. 51 zu »verdanken«, dass dieses sicher sehr interessante Seminar nun nicht in der gewünschten Weise zustande kam. Wir Studenten bedauern das, denn wir schätzen Pater Ziegler sehr Seine Person sowie die Anwesenheit von Prof. Rich hätten für ein interessantes, anregendes und »ungefährliches« Seminar Gewähr geboten, sofern man unter »Gefahr« Verwirrung und Irreführung von Gedanken versteht. Denkanstösse, auch wenn sie uns in unserer eigenen Position unsicher machen, sind weit weniger gefährlich als die Position, die dabei erschüttert wird.

Klauss Stüwe hätte seine geschmacklose Parodie gegen den Jesuitenartikel selbst und nicht gegen die Erziehungsdirektion, die diesmal tatsächlich unschuldig ist, richten müssen.

Darum, weil immer jemand zu Recht reklamieren kann, wenn ein Gesetz umgangen wird, muss Recht immer Recht bleiben, auch wenn die Folgen der Auslegung peinlich sind. Gesetze schafft man nicht aus der Welt, indem man sie umgeht!

Martin Bosshard, theol.

Mitbauen am Europa von Morgen!

Der SWISS PAN EUROPEAN CLUB sucht aktive Mitglieder für seine Gastbetreuung (Begleitung auf Ausflüge, Shopping, Stadtbummel, Sport usw.) und für andere interessante Aufgaben zur praktischen Förderung des Europa-Gedankens.

Junge Erwachsene

Damen und Herren, fremdsprachengewandt, weltoffen und kontaktfreudig, die ihre Freizeit wertvoll gestalten möchten, verlangen umgehend Unterlagen beim Zentralsekretariat des

SWISS PAN EUROPEAN CLUB
Winterthurerstrasse 441, 8051 Zürich

NB: Wir benötigen auch Gastgeberfamilien für junge ausländische Sprachenpraktikanten.

OFA 11.012.26

theater

Die Aufführung des Zürcher Studententheaters, Plutos, das Musical nach Aristophanes, ist ein Debakel geworden; die Presse hat das bald deutlich werden lassen. Warum aber hat das Studententhater versagt? Ja, hat es überhaupt versagt? Was war so schlecht an diesen Aufführungen, die unter dem Motto »Brecht in Griechenland« eigentlich ganz verheissungsvoll begonnen hatten? – Man kann wohl nicht allein dem Regisseur Charles Lewinsky und seinen Schauspielern die Schuld zuschieben, wie dies teils unbedingt zu Recht, im folgenden Werner Lässer tut. Mitschuldig am Misserfolg war zudem zweifellos auch der im Alter unerträglich fade Autor Aristophanes und die über weite Strecken billige Art des Engagements von Lewinsky. Sollen wir nun deshalb ganz auf Engagement (im üblichen politisch-ideologischen Sinn) verzichten, wie das Margrit Wehrli schon vor der Probenarbeit gefordert hatte? Nein! Aber wir sollen aus den Vorwürfen und der echten, aufbauenden Kritik in den beiden Artikeln für die nächste Arbeit, an die hoffentlich um so energischer geschritten wird, unsere Lehren ziehen.

Mehr Sorgfalt in den Details

Von Werner Lässer

Verneigungen als Arbeitsleistung

Gewiss, es entbehrt nicht einer gewissen netten Komik, wenn die Schauspieler am Schluss einer Premiere schweisstriefend, sich gegenseitig auf die Bühne schubsend oder von den Brettern zerrend, in ihrer Hilflosigkeit verlegen lächelnd oder glücklich grinsend, stereotyp mit den Köpfen nickend (wie der kleine Holzneger, bei dem man einen Groschen reingeschmissen hat), mit ausladenden Gebärden auf den Hauptdarsteller deutend, die Nebenrollen in den Hintergrund drängend, dem Vorhangzieher (der übrigens an den meisten Theatern nur chinesisch versteht) verzweifelte Zeichen gebend, die Ovationen des Publikums entgegennehmen.

Gewiss, diese seltsame Art von Komik ist nett, und man verzeiht sie auch, wenn es sich um Laien handelt, die von Theater keine Ahnung haben. (Sagen sie mal einem Germanistikstudenten, er habe keine Ahnung von Theater!) Aber wenn man in Stückwahl, Interpretation, Stoffbehandlung derartig ambitiös ist wie etwa das Studententheater (was ich keineswegs verurteile), dann hat man die Limite des Laientheaters längst überschritten.

Wo steht es denn, das Studententheater? Welches Niveau muss es haben? Welche Pflichten erfüllen? Welche Kriterien will es selber bewältigen? Gewiss nicht nur die der Laienbühne. Aber wozu dieses grosse Geschrei um dieses winzige Detail Applaus? Darum weil mir die Nichtbewältigung dieses Details symptomatisch erscheint für die ganze Produktion. Das klingt vielleicht hart, enthält aber doch ein Quentchen Wahrheit. Ich kann als Regisseur geniale Gesamtkonzeptionen ausarbeiten. Wenn dabei das Detail zum Teufel geht, dann geht automatisch auch meine Genialität zum Teufel. Dabei sind ja grossartige Ideen vorhanden. Aber man versteht nicht, sie zusammenzufügen und in eine Form zu giessen. Einfälle verpuffen, wenn ich nicht entdecke, aus was für einem »Stoff« sie gemacht sind. Denn jede Idee und jeder Gedanke in der Kunst ist ein Material mit einer genauen Zusammensetzung. Diese Zusammensetzung muss ich nun neu entdecken, bevor ich den Gedanken auf die Bühne bringen kann. Wenn das nicht der Fall ist, so unterwerfe ich dieses Material einer falschen Behandlung, und es ist, wie wenn der Maler seine Farben mit Wasser statt mit Terpentin mischt.

Dabei glaube ich nicht, dass der Regisseur seine Einfälle und Gags nicht verstanden hat. Er hat eine intellektuelle Arbeit geleistet, die ich akzeptiere und sogar bewundern kann. Aber was ist geschehen? Warum trifft er nicht? Das Theater verlangt, dass ich meine Konstruktionen am Schreibtisch belebe. Ich muss mit den vorhandenen Mitteln des Theaters meine Idee theatralisch machen. Das heisst: Ich vereine die neu entdeckten Details zu einem Ganzen und biete es so an, dass der Komplex wirkt (hat nichts mit Effekt zu tun), ohne dass das Detail verleugnet wird.

Wann ist Komik komisch?

Im Theater unterscheidet man zwischen echter Komik und Klamotte (auch Kiste genannt). Wenn sie einen Schauspieler einen Klamottier oder Schmieranten titulieren, wird er ihnen entweder eine knallen oder sie auslachen. Nie, oder ganz selten (denn die wenigsten Schauspieler sind mit Selbstironie begnadet), wird er ihnen recht geben. Denn was würde das bedeuten? Damit würde er zugeben, dass er eines der wichtigsten Theatergesetze verletzt hat. Die Präzision. Und Komik ist ohne sie nicht denkbar. Und ohne konsequente Beachtung des Details ist Präzision nicht möglich. Wieder hängt das eine vom andern ab, und der Kern ist das Detail. Ich könnte mich fragen, warum das Publikum auch dann oder erst dann lacht, wenn ich die Klamotte anbiete. In der Natur der Klamotte liegt es nicht nur, dass sie unpräzise ist, sie übersteigert auch eine meistens von der Grundidee komische Situation und macht sie damit lächerlich. Ich lache also nicht mehr eigentlich über den Grundgedanken, sondern über seine Lächerlichkeit.

Was ist Zufall auf der Bühne?

Nichts. Das ist die Antwort, die sie von jedem Theatermann hören können. Natürlich stimmt das nicht ganz. Jede Vorstellung ist anders. Es treten immer wieder Kleinigkeiten auf (es sind nicht immer Kleinigkeiten), die nicht einberechnet waren, weil sie eben zufällig auftreten. Wie können sich Regisseur und Schauspieler gegen den Einbruch dieser Gemeinheiten schützen? (Denn, glauben sie mir, es ist gemein, wenn die Maikäfer Flugjahr haben und sie knien an der Leiche von Marquis Posa.) Es gibt nur eine Möglichkeit. Der Fahrplan muss so genau festgelegt sein, dass, wenn ich A verpasse, ich trotzdem weiss, wie B aussieht.

Wer ist der Angeklagte?

Bis hierhin bin ich, vielleicht völlig zu Unrecht, von der Voraussetzung ausgegangen, dass der Regisseur der grosse Sünder ist, den man an den Pranger stellen muss, und die armen verführten Schauspieler dürfen ihn bespucken. Denn sie haben ja nur getan, was der grosse Meister befahl. Haben sie das wirklich? Jeder Schauspieler liebt dieses Gefühl, wenn eine Pointe angekommen ist. Diese sonst anonyme Masse Publikum bekennt sich zu mir und wird fassbar. Ich habe sie plötzlich in der Hand, im Griff. Der nächste Satz ist eigentlich nicht komisch. Dann machen wir ihn komisch. Ich hüpfe höher als erlaubt, spreche lauter als konzipiert, lache länger als angelegt. Der grosse Manitou Regisseur ist vergessen, und wenn er mir nach der Vorstellung Vorwürfe macht, dann habe ich ein todsicheres Gegenargument: Das Publikum hat gelacht.

Denken sie daran, dass der Kritiker, und nicht nur der von der Presse, unten sitzt und nicht mitlacht.

Wem diese Zeilen noch nicht genügen, kann Hamlets Rede an die Schauspieler auswendig lernen (Reclams UB Nr. 31).

Schlussapotheose

Karl Kraus spielte den Cäsar und wurde, wie es sich gehört, erstochen, Mark Anton (Gustav Knuth) schwang sich aufs Rednerpult. Kraus lag als Leiche vor ihm auf dem Boden. Die Augen weit geöffnet. Mark Antons Rede dauert garantierte 15 Minuten. Während dieser ganzen Zeit (so behauptet Knuth) hat Kraus nicht einmal geblinzelt. (Knuth: Wer als Mark Anton an einer solchen Leiche schlecht ist, soll abgehen vom Theater.)

Ich glaube kaum, dass das Publikum dieses Augen-Detail bemerkt hat.

Was kostet eine Fahrkarte nach Zagreb? Etwas mehr als 75 Franken.

Ein Abglanz des Wesenhaften . . .

Von Margrit Wehrli

»Aufgaben des Studententheaters in unserer Gesellschaft« lautet das Thema, um dessen Bearbeitung die Mitglieder des Zürcher Studententheaters immer wieder gebeten werden. »Thesen, Manifeste und Programme« werden gefordert. Soweit ist alles in Ordnung. Etwas ungewöhnlich bei einer Untersuchung ist jedoch, dass das Ergebnis, das zu finden es gilt, gleich mitgeliefert wird. Es lautet in unserem Falle: »Es gilt eine deutlich fixierte gesellschaftliche Position zu finden.« Weiter wird von »gesellschaftlicher Aufgabe« des Studententheaters gesprochen. Was heisst das? Leider wird auf eine Definition von »gesellschaftlich« verzichtet.

Untersuchen wir deswegen zunächst einmal das Wort Gesellschaft, um zu sehen, was wir eigentlich darunter verstehen. Das Wort Gesellschaft hat verschiedene Bedeutungen. Zunächst bezeichnet es nur eine Vereinigung verschiedener Menschen, die beisammen sind, z. B. »Abendgesellschaften«. Wenn wir aber von »der guten Gesellschaft« sprechen, sehen wir eine ganz bestimmte Schicht von Menschen vor uns. Sprechen wir von »der menschlichen Gesellschaft«, so meinen wir damit die Gesamtheit der Menschen als soziales Ganzes. Meistens meinen wir mit dem Wort Gesellschaft jedoch bestimmte Verbände, die sich zu einem besondern Zweck, den sie verfolgen, zusammengeschlossen haben. Bei einer solchen Gesellschaft ist der Zweck das einigende Band. Er kann politischer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer oder religiöser Art sein. Eine bestimmte fixierte Gesellschaft ist also immer ein Zweckverband.

Somit rennt der Themensteller, wenn er mit Gesellschaft die menschliche Gesellschaft als Ganzes meint, gegen eine nicht vorhandene Wand, wenn er gesellschaftliches Theater verlangt. Denn jedes Theaterstück handelt von Menschen und ist somit gesellschaftlich.

Sollte aber Theater mit sozialem Engagement gemeint sein, so müssen wir uns zuerst über die Rolle des Studenten in der heutigen Gesellschaft klar werden. Ich glaube nicht, dass es heute eine fixierte Gesellschaftsform überhaupt gibt und dass sich eine solche gerade für Studenten aufstellen liesse.

Es gab und gibt immer wieder Kreise, die die Absicht verfolgen, den Studentenschaften die Form einer Gewerkschaft zu verleihen. Somit könne der Student, der ja heute ein intellektueller Arbeiter sei, seine Forderungen der Gesellschaft und dem Staat gegenüber wirkungsvoller vertreten. Bis jetzt haben sich die Studenten in ihrem eigenen Interesse dagegen gewehrt, sich zu akademischen Facharbeitern degradieren zu lassen. Sie haben es als notwendig erachtet, dass ihnen grösstmögliche Freiheit in ihrer persönlichen Entfaltung gewährleistet wird, damit sie unvoreingenommen und tendenzlos der Wissenschaft gegenüberstehen können. Denn dies ist nämlich auch heute noch die Aufgabe von uns Studenten. Man kann aber nur von einem ungebundenen Menschen erwarten, dass er mit grösstmöglicher Objektivität und Ehrlichkeit die Suche nach der Wahrheit aufnimmt. Somit müssen wir feststellen, dass sich eine fixierte Gesellschaftsform für uns nicht aufstellen lässt, da sie unvereinbar wäre mit der eigentlichen Aufgabe des Studenten. Daraus ergibt sich auch, dass es nicht unser Ziel sein kann und darf, sozial engagiertes Theater zu spielen. Natürlich kann das ein einzelner Regisseur tun, doch darf es niemals zur allgemeinen Richtung werden.

Experimente zum Selbstzweck

Wenn wir uns in der Folge Gedanken über Aufgaben des Studententheaters machen wollen, ist zuvor die Beantwortung einer weiteren Frage nötig: Warum spielen wir überhaupt Theater?

1. Das Theater steht und fällt mit dem Motiv des Menschen. Theater handelt immer vom Menschen und seinen Problemen. Zwar sind alle guten Stücke von den geistigen Strömungen ihrer Zeit beeinflusst, jedoch nicht völlig von ihnen beherrscht. Ueberall kommen allgemeingültige menschliche Eigenschaften und menschliche Möglichkeiten zum Ausdruck, welche, wie wir glauben, aufzuzeigen und zu erforschen lohnend ist.

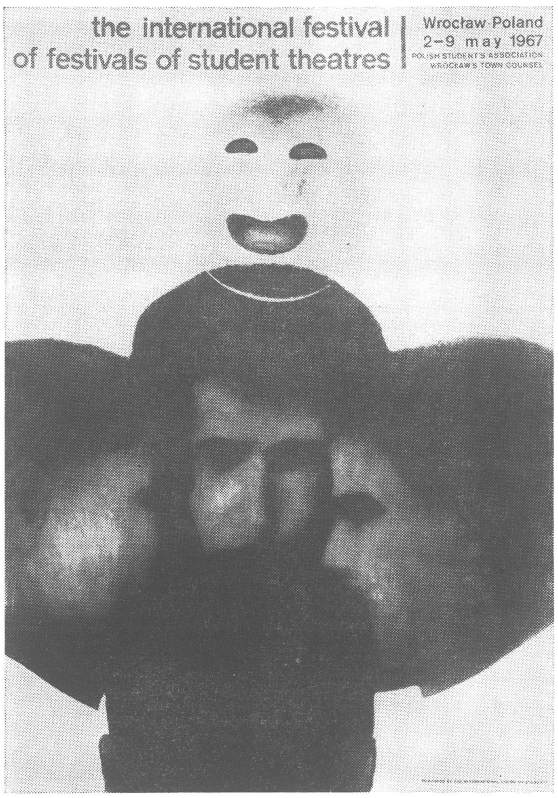
2. Das Theater ist eine interpretierende Kunst. Damit ist gemeint, ein Werk des Dichters auf die Wirklichkeit der Bühne zu übertragen. Die ideale Interpretation umfasst wohl Auslegung, Auffassung und Nachdichtung eines Stückes. Ob uns letzteres gelingt, können wir nicht wissen. Doch das Auffassen und Auslegen spricht gerade uns Studenten an, da es sehr grosse Aehnlichkeit mit unserer wissenschaftlichen Arbeit hat.

3. Wir haben Lust am Spielen. Wir machen Theater in unserer Freizeit, als Hobby, als Ausgleich zum Ueber-den-Büchern-sitzen.

Unsere Aufgabe also ist es, Theater zu spielen, möglichst gutes Theater. Wir sollen moderne und klassische Komödien und Tragödien spielen. Wir wollen versuchen, von den tausend Möglichkeiten des Menschen eine möglichst grosse Vielfalt aufzuzeigen. Wir wollen uns bemühen, den Ton eines Stückes zu treffen und nicht nur selbstherrliches oder originelles Theater zu machen. Sicher sollen wir auch experimentieren, doch erfordert gerade dies eine gute Orientierung darüber, was auf einem bestimmten Gebiet schon gemacht wurde, um entscheiden zu können, was sich weiterzuverfolgen lohnt. Experimente ohne klaren Ausgangspunkt und ohne Zusammenhang sind nämlich sinnlos.

Ein weites, viel zuwenig beachtetes, aber gerade für Studenten ideales Gebiet ist das Auffinden und Ausgraben von alten Stücken (eg Goldsmith/ She Stoops to conquer). Dies bedingt jedoch, dass wir beginnen, systematisch Stücke zu lesen und diese auf die Aufführbarkeit in unserem beschränkten Rahmen zu untersuchen.

Zusammenfassend stellen wir fest: Wir können es nicht vertreten, eine fixierte gesellschaftliche Position einzunehmen und von hier aus ganz bestimmtes Theater zu spielen. Hierfür muss unser Publikum, das ja nicht ausschliesslich aus Studenten besteht, Verständnis aufbringen, und es darf von uns keine Uniformität verlangen. Ein weiterer Grund, warum dies nicht möglich ist, liegt in der Tatsache, dass in einem Studententheater die Mitglieder relativ rasch wechseln. Um aber das, was ihnen allen gemeinsam ist, auszudrücken, sei folgender Abschnitt aus dem Aufsatz »Augenblicke des Theaters« von Joh. Frerking zitiert: »Es ist die Sehnsucht, die unausrottbare Erwartung, hinter dem Schein, dem Spiel, der Verkleidung möchte, und sei es nur für Augenblicke, ein Klang des Eigentlichen, ein Abglanz des Wesenhaften aufleuchten, jenes klaren, reinen, unmittelbaren Lebens, das in unserem Alltag unter den Faxen und Fratzen der Bedürfnisse und Gewohnheiten, unterm Schutt des Gewesenen, unterm Schwall der kleinen und grossen Nöte, unter der Angst vor morgen so tief verborgen ist, dass wir es kaum noch finden, es nicht mehr halten können. Wir suchen die Bestätigung des uns eingeborenen Lebensglaubens.«



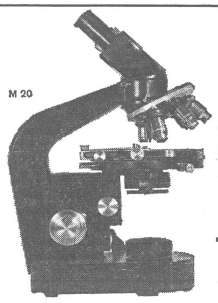
Festival der Festivals

Von Guido Hauser

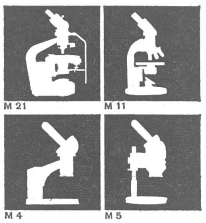
Vom 2. bis zum 9. Mai 1967 fand in Wroclaw, organisiert von »Kalambur«, das erste »Internationale Festival der Festivals der Studententheater« statt. Der Zweck dieser Veranstaltung war, wie der anspruchsvolle Titel »Festival der Festivals« besagt, eine Art Schau über die besten Vorstellungen, die momentan von den Studententheatern Europas gespielt werden. Eingeladen waren alle jene Gruppen, die bisher an den internationalen Festivals von Nancy, Erlangen, Istanbul, Parma und Zagreb mit Preisen ausgezeichnet wurden, sowie die Preisträger einiger nationaler Festivals, wie sie z. B. in Polen und Jugoslawien alljährlich stattfinden. Dazu kamen einige speziell für dieses Festival eingeladene Gruppen, worunter sich auch das Studententheater von Lausanne aus der Schweiz befand.

Wroclaw – vor dem zweiten Weltkrieg Breslau – ist heute das drittgrösste Kulturzentrum Polens nach Warszawa und Krakow. Die Stadt, die nach dem Krieg fast vollständig zerstört war, besitzt heute nicht weniger als acht akademische Schulen und mehrere wissenschaftliche Institute. Neben reger Pflege der modernen polnischen Literatur, der bildenden Künste und der Musik nimmt das Theater offensichtlich eine Vorrangstellung ein: neben der Oper existieren zwei Schauspielhäuser, das »Teatr Polski«, dessen Ensemble neben seiner eigenen Bühne auch diejenige des »Teatr Kameralny« bespielt, und das »Teatr Rozmaitosci«. Ausserdem wirken in Wroclaw das bekannte »Teatr Pntomimy« von Henryk Tomaszewski und die vieldiskutierte Truppe des »Théâtre Laboratoire« von Jerzy Grotowski. Dazu kommen die beiden

Fortsetzung auf Seite 19



Moderne Mikroskope mit leistungsfähiger



Die Wild-Mikro-Optik ist erstklassig berechnet, wird mit hoher Präzision hergestellt und zeichnet sich aus durch brillante Bildschärfe.

Wild-Mikroskope bieten erstaunlich viele Ausbau- und Anwendungsmöglichkeiten.

Die Wild-Stative:

M 20 Arbeits- und Forschungs-Mikroskop,
M 21 Polarisations-Mikroskop,
M 11 Kurs-, Reise- und Labor-Mikroskop,
M 4 und M 5 Stereo-Mikroskope.

Prospekte und Offerten durch

WILD HEERBRUGG

Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/Schweiz Werke für Optik und Feinmechanik

Erhältlich bei der Zentralstelle der Studentenschaft Zürich

Die Weltliteratur in Taschenbüchern

10000 Taschenbücher finden Sie in unserer Buchhandlung. In Deutsch, Französisch, Englisch und über alle Sach- und Fachgebiete. Vom Krimi bis zur Klassikerausgabe. «Paperbacks» sind preiswert und finden in jeder Tasche Platz.
Ein besonderer Erfolg ist die Heidelberger Taschenbuchreihe «Verständliche Wissenschaft».

Knaur Taschenausgaben

Hamann, Geschichte der Kunst

Band je Fr. 5.80

Bd. I Anfänge / Aegypten
Bd. II Vorderasien / Griechenland bis 5. Jahrhundert
Bd. III Hellenismus / Ital. und römische Kunst
Bd. IV Spätantike / Byzanz / Romantik, Gotik
Bd. V Renaissance / Barock / Rokoko
Bd. VI Vom Klassizismus bis zur Gegenwart

Taschenbuchladen im Parterre

Jelmoli

Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte Ansprüche

Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63

Apotheke Oberstrass **Zürich 6**
F. Eichenberger-Haubensak Universitätsstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

salon **Berseger**

Neumarkt 14
Zürich 1
Tel. 32 31 58

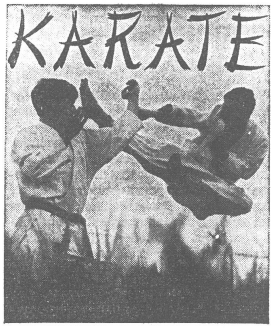
Ihr Coupe-Hardy-Spezialist

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten

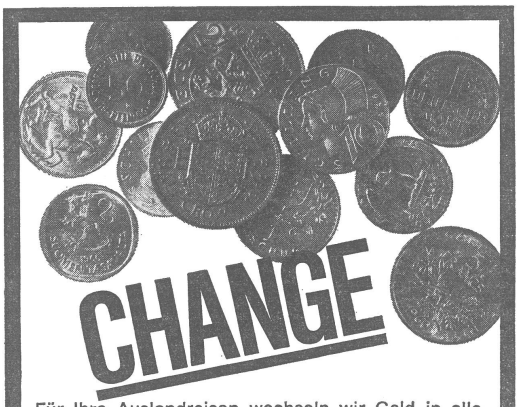
- Medizin
- Jurisprudenz
- Nationalökonomie
- Architektur

in guter Auswahl bei

Hans Raunhartd
INH. GERHARD HEINIMANN & CO.
Buchhandlung und Antiquariat
Gegründet 1890
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68



Karate schult Ihren Geist und Körper!
Tägliches Training nach orig. japanischem System
mit **HIRANO DJAHIM (2. Dan)**
im BUDOKAN (vorm. Health-Gym)
Malvenstr. 8 8057 Zürich Tel. 46 68 83 abends.



Für Ihre Auslandreisen wechseln wir Geld in alle fremden Währungen zu vorteilhaften Kursen. Auch Reisechecks können Sie bei uns beziehen.

Depositenkasse
Heimplatz
beim Kunsthaus
Tel. 051 / 23 18 55

BANK LEU
Bank Leu & Co AG

SPORT-REIFEN
für
jeden Wagen

KLEBER V-10 – Speedcat
Dunlop – Pirelli – G 800

Günstige Nettopreise

PNEUHAUS
W. H. KLEINHEINZ
Culmannstrasse 83, 8033 Zürich
beim Hotel Rigihof, Tel. 28 37 15

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

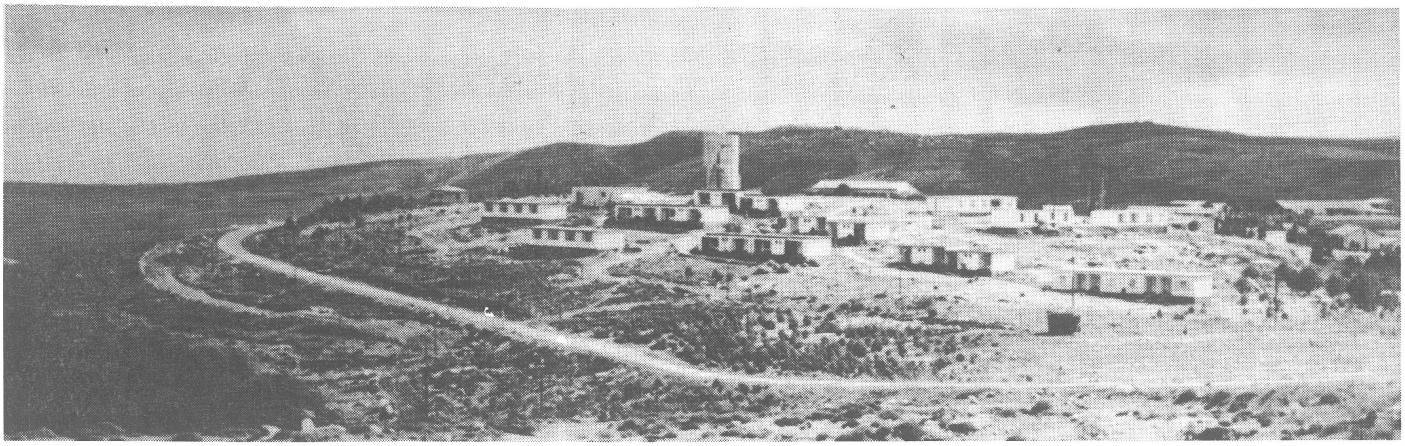
Unsere reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gutgebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.—, 120.—, 145.—, 155.—, 185.—

Meister Gitarren zu Fr. 280.—, 350.—, 465.—, 570.—, 630.—

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.—, 1550.—, 1850.—, 2000.—

Jecklin
Streichinstrumente
Zürich 1 Pfauen
Telephon (051) 47 35 20



Kibbuz in den Bergen von Galiläa. *(Israelisches Verkehrsbüro Zürich)*

Briefe aus einem Kibbuz

Judith ist im letzten Herbst nach Israel gereist. Ein halbes Jahr hat sie in einem grossen Kibbuz gelebt, gearbeitet und Hebräisch gelernt. Regelmässig hat sie ihrer Freundin Katrin Briefe über viel Privates, aber auch über ihre Arbeit in einem Kibbuz geschrieben. Sie erzählte von ihrem Tageslauf, von ihren Kameraden, ihrer Freizeit und von ihren Reisen im Lande »Ihrer Väter«, wie man es dort nennt. Einen kleinen Teil davon drucken wir im folgenden ab. – Wie hat man angefangen, Kibbuzim zu bauen, und wie funktioniert ein modernes Kollektivdorf in der »freien« Welt, das waren die Fragen, die u n s am meisten interessierten. Wer ist noch in »unserem« Dorf, wer ist abgereist vor dem grossen Konflikt, wer ist ums Leben gekommen in den schweren Kämpfen der letzten Woche, das sind die Fragen, welche Judith, die so schnell wie möglich wieder zurückkehren will in ihren Kibbuz, am meisten brennen.

12. 11. 66

Liebe Katrin

Gut gereist, gut angekommen. In Israel herrscht Sommerwetter. Wir gehen kurzärmlig im Kibbuz umher. Hebräisch haben wir noch wenig gelernt, eigentlich erst das, was wir schon wussten: Salü, grüss Gott.

Shalom, Judith

5. 12. 66

Liebe Katrin,

Dies zuerst: Sowohl meine Freundin Rahel wie ich sind ins menschenfreundliche, einmalig wunderbare Israel restlos verliebt.

Soeben sind wir von unserem ersten »freien« Weekend nach Hause (in den Kibbuz) gekommen. Nur jedes vierte Wochenende kann man für drei Tage Ausflüge machen, an den andern sind wir erst am Freitagnachmittag mit der Arbeit fertig, wenn keine Busse mehr fahren. Und am »heiligen« Samstag fährt natürlich erst recht nichts...

Wir besuchten Jaffa, assen mit gutem Appetit fettige, fliegenbesetzte arabische Kuchen auf der Strasse. Es ist übrigens auffallend, wie viele arabische Strassenhändler hier ihre Ware anbieten. Später wurden wir zu arabischen Erbsen mit arabischen Brotfladen eingeladen. Mein gutbürgerlicher Schweizermagen lässt sich so viel Orientalitäten allerdings nicht so leicht gefallen.

Im Kibbuz geht das Essen leichter. Da sind die älteren Einwohner alles Deutsche. Und da die Küche von älteren Damen beherrscht wird, ist auch das Essen gut deutsch. Abgesehen von israelischen Leckerbissen wie Orangen, Avocados (birnenförmige Steinfrüchte) und saurem Rahm à discretion natürlich.

Zurzeit arbeiten wir in einer Möbelfabrik, wo wir von unseren männlichen Arbeitskollegen als eine Art Schosshündchen verhätschelt werden. Bei der Arbeit machten wir bisher die besten Bekanntschaften während dieser ersten drei Wochen. Heute arbeitet Rafi neben mir. Er ist Exbrasilianer, Kunstmaler und Literaturkenner ersten Ranges. Er hat sogar alles von Frisch gelesen, viel Dürrenmatt und Gottfried Keller... (Wenn wir uns übrigens über unsere Arbeit in der Möbelfabrik beklagten, würden wir ohne weiteres versetzt, wohin wir es wünschten – sofern nur ein Bedürfnis nach Arbeitskräften dort besteht.)

Bei Gelegenheit werde ich Dir im Vortragsstil dozieren, wie wir hier leben, wie ein Kibbuz und ein Ulpan funktionieren, vorerst lass mir aber alle Bekannten und Freunde grüssen, und schreib mir, wie es ihnen geht. Alles scheint entsetzlich, herrlich fern zu sein.

Alles Liebe, Deine Judith

15. 12. 66

Liebe Katrin,

Ja, ich liebe sie, meine Fabrik und meine Möbel, samt dem Kollektiv meiner Arbeitskollegen. Doch zuerst höre Dir meinen trockenen Vortrag über Ursache, Wesen, Vor- und Nachteile eines Kibbuzes an: Man nehme ein Stück Land (sei es nun Sumpf oder Wüste) aus den Händen der Araber und siedle darauf zwischen zwanzig und dreissig Intellektuelle, in unserem Fall aus Deutschland, an. Daraus geht im Verlauf von genau dreissig Jahren ein blühendes Kollektivdorf mit 600 Einwohnern (400 Erwachsenen und 200 Kindern) hervor. Dass vieles am Anfang danebenging, als man Universitätsprofessoren zu Bauern machte, ist daran wohl nicht verwunderlich. Man erzählt sich hier, dass ein Deutschprofessor aus Berlin einen ganzen Tag lang Zucker auf die Felder streute, weil er ihn mit Kunstdünger verwechselte. Zudem scheinen die Malariafliegen und feindliche Araber den vor den Nationalsozialisten Geflüchteten stark zugesetzt zu haben ... Um so grösser ist ihr Stolz heute, dass die Sache gelungen ist...

Zuerst ein wenig Dorfgeographie: Im zentral gelegenen Gebäude befindet sich der Essaal mit Plätzen für fast 300 Menschen. Zum Frühstück z. B. stehen Tomaten, Gurken, Käse, Margarine, Avocados und Brot auf dem Tisch. Hering, harte und weiche Eier, Joghurt, Tee, Griesbrei mit Zucker und Zimt werden auf einem kleinen Wägelchen vorbeigeschoben. Zum Essen setzt man sich immer wieder mit anderen Leuten zusammen, was dem ganzen einen gewissen Reiz verleiht. Unterhalb des Essaals liegt das Arbeitsbüro, wo jeden Monat ein anderer »Chawer« (Genosse) für jedes Mitglied täglich die Arbeit festlegt. Nur die Arbeiter in den Fabriken, Spezialarbeiter wie Elektriker oder Garagisten wechseln ihre Beschäftigung nicht.

Neben dem Arbeitsbüro befindet sich die Post, das Sekretariat und ein wunderschöner Zeitungsraum mit ca. 50 verschiedenen Journalen und Zeitungen in fünf Sprachen.

Jede Familie im Kibbuz (das heisst jedes Ehepaar) hat ein eigenes kleines Wohnabteil mit 2½ Zimmern und Dusche, einer Kochplatte für Kaffee oder Tee; Radio und Grammophon gehören zur Einrichtung. In einem Haus wohnen vier Ehepaare.

Die Kinder wohnen nicht bei ihren Eltern, sondern werden kollektiv in den verschiedenen Kinderhäusern ernährt, erzogen und unterrichtet. Jeden Tag holen sich die Eltern für einige Stunden dort ihre Kinder ab, und am Sabbat sind sie den ganzen Tag mit ihnen zusammen. Diese Art der Erziehung ist für uns wohl das Ungewöhnlichste und Befremdendste an einem Kibbuz. Rahel und ich sind uns denn gar nicht einig über die grössten Vorzüge und Nachteile dieses Systems.

Ab 12 Jahren leben die jungen Kibbuzniks in einem Nachbarkibbuz, der die Mittelschule für das ganze Tal beherbergt. Nur am Wochenende und für die Ferien kommen die Mittelschüler nach Hause zurück. Die Begabten werden gefördert, die Schwachen mit besonderer Schonung behandelt; das ist sicher ein Vorteil, den viele Kinder in der Schweiz und auch in Israel ausserhalb des Kibbuzes nicht geniessen.

Geld gibt es im Kibbuz keines. Das heisst, jeder Chawer erhält zehn israelische Pfund (ca. 15 Fr.) im Monat. Das Geld wird von allen für »Extraluxus« wie Photoapparate, Tonbänder etc. gespart. (Eltern kaufen ihren Kindern gern »Porte-clefs«, die zurzeit leidenschaftlich gesammelt werden!) Bücherwünsche werden ohne Geld erfüllt; zudem steht eine Riesendiskothek mit Klassik, Beatles und allem, was dazwischenliegt, zur Verfügung. Jede Woche einmal wird ein Film gezeigt (künstlerisch wertvolle oft, neben auch lockerer Unterhaltung). Für Konzerte und Theater werden die Interessierten in Autobusse gepackt und nach dem nahen Haifa gebracht. Die Eintrittskarte wird ihnen selbstverständlich gratis in die Hand gedrückt.

Das alles tönt beinahe wie Reklame fürs Paradies; ich möchte es deshalb nicht versäumt haben, Dir weitere Realitäten und auch Nachteile zu schildern:

Was produziert ein Kibbuz? Vor allem das, was am betreffenden Ort gedeiht und was gerade rentiert. Wir in unserem Fall halten 250 Kühe, einige tausend Hühner und 10 riesige Teiche mit Speisefischen. Wir pflanzen Orangen und Melonen. Daneben besitzen wir unsere eigene kleine Industrie: eine Weichplastik- und eben die Möbelfabrik. Es braucht eine Menge Idealismus, dieses Leben zu leben. Wenn man bedenkt, dass jeder im Monat nur vier Tage frei hat, einen davon aber für Küchen-, Kinderhaus- oder Stalldienst am Sabbat hergibt... dass 400 Menschen die kleinsten Einzelheiten der ganzen Privatsphäre ihrer Siedlungsbewohner genau kennen. Dass Künstler, Schriftsteller und Musiker zwar das Material für ihr »Hobby« erhalten, nicht aber die Zeit, es auszuüben. Nur die wahrhaft Erfolgreichen bekommen einen Tag in der Woche frei, an dem sie ihren wahren Neigungen nachgehen können. Und doch – es gibt erstaunlich viel Begabung, und unwahrscheinlich viel Kunst wird hier betrieben. Für jedes Mitglied liegt täglich die Zeitung der linkssozialistischen Mapam-Partei neben dem Frühstücksteller. So kommt keiner darum herum, sich mit den neuesten Ereignissen in der Politik zu konfrontieren.

Forts. am 19. 12. 66

Wenn wir beim Essen auf deutsch mit den älteren Leuten ins Gespräch kommen, werden wir sofort mit ihnen in angespannte Diskussionen verwickelt. Sie haben einst gegen so vieles und für so vieles kämpfen müssen, dass sie gar nicht verstehen können, dass wir faul in ihrem gemachten Bett sitzen, dass wir nicht wissen, was Hunger, was Schmutz, was Malaria und was das Konzentrationslager ist.

Sehr grosse Zukunft hat der Kibbuz in den Augen der Pessimisten nicht, und doch, wenn man nicht so viel seiner persönlichen Freiheit aufgeben müsste, wäre der Kibbuz in meinen Augen die Zukunft der Welt.

In den Kibbuzim hat man Ulpanim eingeführt, wo der Jugend der Welt die Arbeit im Kibbuz gezeigt werden soll und wo sie gleichzeitig Hebräisch lernen soll. (Wir sind also die Jugend der Welt.) Neben uns sieben Schweizern sind da noch Amerikaner, Kanadier, Australier, Japaner, Engländer, Holländer, Inder, ein Deutscher, ein Türke, eine Italienerin und eine Tschechin in zwei Klassen eingeteilt. Wir lernen jeweilen ein Woche lang am Morgen konzentriert Ivrith und arbeiten am Nachmittag drei Stunden manuell; in der darauffolgenden Woche wechseln wir mit der andern Klasse: am Morgen Arbeit und am Nachmittag Lernen.

Auf heute abend sind keine besonderen Aktivitäten angesagt, aber langweilig wird es wohl trotzdem nicht werden.

Shalom, Judith

20. 2. 67

Liebe Katrin,

Ich fürchte, mir reicht diesmal die Zeit nur für ein kleines Aerogramm, das soll *Dich* aber keinesfalls davon abhalten, bald mehr zu schreiben. Wie hat es mich gefreut, von Deinen Festen und Bällen in Zürich zu hören.

Wir hier leben in einer stillen, friedlichen Siedlung. Feste haben einen eher volkstümlichen Charakter. In einer weissen Bluse mit einfachem Jupe fühlt man sich hier wie eine Städterin im Ballkleid. Vor kurzem hatten wir ein grosses Fest: den dreissigsten Geburtstag des Kibbuzes, ein Fest, das mir in seiner Schlichtheit immer in Erinnerung bleiben wird.

Doch Feste sind hier die Ausnahme. Was sich immer wiederholt, ist unter anderem Abend für Abend das Studium der Arbeitsliste für den nächsten Tag: Es ist einem nicht gleichgültig, ob man anderntags für 800 Personen Spiegeleier in scheusslichem Oelgeruch zu braten hat, ob man Hühner rupfen und ausnehmen muss, ob man lebenden Fischen die Köpfe abhacken muss (das brauchte ich nur zu tun, bis ich mich das erstemal erbrach) oder ob man, was ich besonders schätze, Grapefruits pflücken darf.

Shalom, Judith

10. 4. 67

Liebe Katrin,

Nach den Arbeiten im Zitrushain bin ich wieder ins Gebiet der Möbelkosmetik zurückgekehrt. Einen Arbeitsplatz, an dem man so verwöhnt wird, kann man sich suchen. Selbstverständlich arbeitet man auch ganz streng, und meine Arbeiterinnenhände weisen bereits wieder die üblichen Hammerschlagspuren und Schellackverbrennungen auf.

Im Ulpan werden wir intensiv auf den von der Regierung ausgearbeiteten Schlusstest vorbereitet. Interessanter ist zwar die alltägliche Bibelstunde. Wir kommen nur langsam vorwärts, aber es ist trotzdem ausnehmend interessant.

Heute ist ein neuer Schweizer angekommen. Neuester Schüler für den nächsten Ulpan. O der Glückliche, der alles noch vor sich hat! Für mich hingegen ist die ganze Herrlichkeit in drei Wochen vorbei. Am 4. Mai wird mich eine El-Al am Morgen in Kloten absetzen.

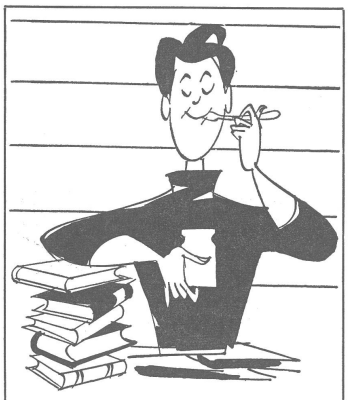
Bis dann, Shalom, Judith

Israel

Das Heilige Land ist von einem höchst profanen Krieg erschüttert worden. Zwar ist das Unwetter vorbei, die Waffen schweigen; es bleiben die Narben des Geschehens. Sie fordern uns zum Denken auf.

Panzerruinen in der Wüste: Relikte eines Unternehmens, dessen erklärtes Ziel sich vom Völkermord nur wenig abhebt. Juden im Gebet an der Klagemauer: Ausdruck des Lebenswillens eines durch bittere Vergangenheit gestrählten Volkes. Israel hat der Welt gezeigt, dass ethische Grösse – Mut und Gelassenheit, Selbstvertrauen und Bescheidenheit, Willensstärke und Verantwortungsbewusstsein – in unserem Zeitalter der Rücksichtslosigkeit gegen die Niedertracht bestehen kann.

Israel hat den Krieg gewonnen. Ihm nun auch den wahrlich verdienten Frieden zu geben, das ist eine der grossen Aufgaben der Diplomatie. Ob und wie sie gelöst wird, wird darüber entscheiden, ob kommende Generationen der Welt um 1970 die Fähigkeit zugestehen werden, ein kleines Volk auf seinem selbsturbarisierten Wüstenstrich in Ruhe leben zu lassen. Das darf uns nicht gleichgültig sein; das geht uns alle an.



Zwischen
zwei Vorlesungen
ein erfrischendes
VZM-Joghurt

FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

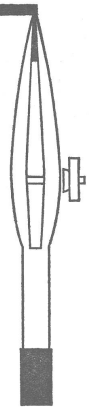
Tel. 47 34 32

FREIHOFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

SIRIUS



SIRIUS ist der Markenname eines satinierten Zeichenkartons von extrem hoher Lichtbeständigkeit und bester Radierfähigkeit. Zeichenpapiere mit dem Qualitätszeichen SIRIUS eignen sich für alle technischen Arbeiten, die sauber, präzis und zeitbeständig sein müssen. Erhältlich in Bogen und Rollen.

SIHL

SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/23 27 35

AUSTIN wächst

Gute Ideen verbreiten sich.
Geniale Ideen wachsen.
Der AUSTIN 850
wuchs zum AUSTIN 1100,
dann zum AUSTIN 1800.

Dieses AUSTIN-Konzept garantiert unerreichte Strassenhaltung (tiefer Schwerpunkt, Räder ganz aussen), unerreichten Federungskomfort (Hydrolastic), optimalen Innenraum bei minimalen Aussenmassen. Dies mit den anderen bekannten Vorzügen (Wirtschaftlichkeit – Leistungsfähigkeit) – Anspruchslosigkeit – 18427 Schweizer haben dies erkannt, als sie sich in den letzten drei Jahren einen neuen AUSTIN gekauft haben.

AUSTIN wächst! Das Strassenbild beweist es.

Auch die AUSTIN Service-Organisation wächst. 250 von uns geschulte Vertreter betreuen in der ganzen Schweiz Ihren neuen AUSTIN. Jeder würde sich freuen, wenn er Ihnen ein AUSTIN-Modell vorführen dürfte.

AUSTIN – – ein BMC Produkt

AUSTIN 850 Hydrolastic: 4/37 PS ab Fr. 5'400.–
AUSTIN 1100 Hydrolastic: 6/50 PS ab Fr. 7'695.–
AUSTIN 1800 Hydrolastic: 9/84 PS ab Fr. 10'750.–

AUSTIN Generalvertretung für die Schweiz:
EMIL FREY AG
Badenerstr. 600
8021 Zürich
Tel. 051/54 55 00

A 12 d

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

..au eis..

Klar – auch eins! Ein köstlich kühles «Coca-Cola» natürlich!
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!
Und «Coca-Cola» – ja, das erfrischt richtig!

Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Warum fotografieren Sie noch nicht mit der Nikkormat FT?

Die Nikkormat FT ist die preisgünstige Kamera der weltbekannten Firma NIKON: formschön, robust und der Nikon F ebenbürtig.

Die speziellen Vorzüge der Nikkormat FT sind:
perfekte Belichtungsmessung hinter dem Objektiv
der 2-Zellen-CdS-Belichtungsmesser misst die ganze Mattscheibe
Messung bei offener Blende: Der Sucher bleibt auch während des Messens gleichmässig hell
brillantes Sucherbild mit Mikrospaltbild-Zentrum
Kupplung von Verschlusszeitenknopf und Blendenring
Metallschlitzverschluss Copal Square S
Blitzsynchronisation für Elektronenblitz 1/125 sec.
weiche, absolut erschütterungsfreie Auslösung
ausbaufähiges System — auch in Spezialgebieten
höchste optische Qualität durch Nikkor-Objektive
in Chrom oder schwarz lieferbar

Lassen Sie sich die preisgünstige Nikkormat FT und auch die Nikkormat FS ohne Belichtungsmesser bei Ihrem Fotohändler zeigen und vergessen Sie nicht: NIKON bietet Ihnen einen gepflegten Kundendienst.
Dokumentationen auch durch die Generalvertretung
NIKON AG, Kirchenweg 5/Mühlebachstrasse, 8008 Zürich

Nikon

Text: Susanne Heimgartner
Illustration: Urs Furrer
IN MODIAS RES:
Hallelujah POPAM
DIE HITS DER WOCHE
TREND SHOP
Bei der Bahnhofbrücke
Zürcher Künstler bemalen Kleider an lebendigen Modellen
Something Stupid
Nasser and the rebel guys
Dear Mrs. Applebee
Obstverwertungs-Quartett
Kleine Enttäuschung für den Herrn von vis-a-vis: Mini-Hosenrock, in dem man sich sogar setzen kann!
Bestickstes Netzkleid hängt an einem Fädeli um den Hals
Drink Canada dry Unit expo 67
Die letzten Geusse aus der verschwelten Bob-Boutique!
Wärm i nume wärm wo dr Alang war
Strawberry Fields Forever
The N.Y.-Street-Builders
Ein Männlein steht im Walde auf einem Bein
Turnvater Jahn
These boots are made for walking
Mao
J'm a Believer
LB Johnson and his White House Brothers
Reisverschluss-Jupe
Der Jupe der unbegrenzten Möglichkeiten
Nabhtaly's
bob
Boutique Stüssihofstatt 7
I dreamed I could wear a Maidenform bras
Twiggy

Mit Mädchen in den Wald

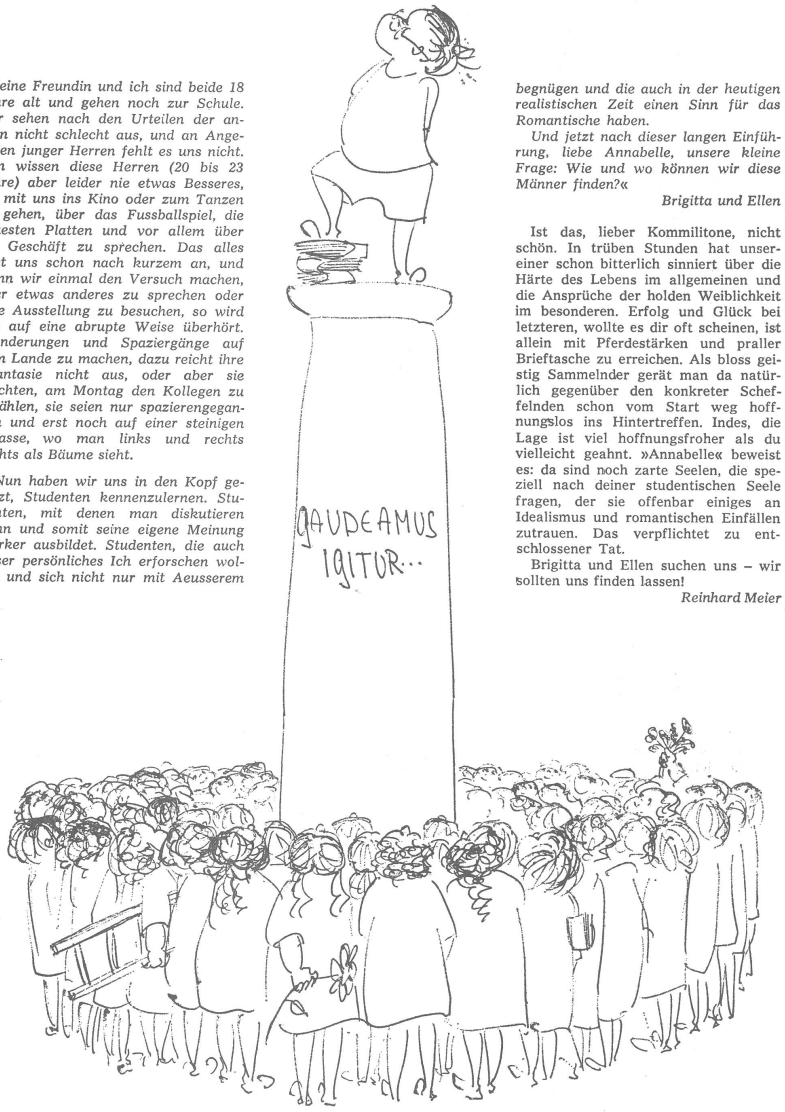
Die »Annabelle« ist eine schweizerische Frauenzeitschrift. Eine Zeitschrift also, würde man annehmen, speziell für weibliche Leserinnen. Die Annahme täuscht. Das männliche Geschlecnt sollte der gelegentlichen Lektüre femininer Postillen nicht entraten. Nicht Unwesentliches könnte ihm sonst entgehen. Folgender »Annabelle«-Leserbrief beispielsweise verdient entschieden studentisches Interesse:

»Meine Freundin und ich sind beide 18 Jahre alt und gehen noch zur Schule. Wir sehen nach den Urteilen der andern nicht schlecht aus, und an Angeboten junger Herren fehlt es uns nicht. Nun wissen diese Herren (20 bis 23 Jahre) aber leider nie etwas Besseres, als mit uns ins Kino oder zum Tanzen zu gehen, über das Fussballspiel, die neuesten Platten und vor allem über ihr Geschäft zu sprechen. Das alles ödet uns schon nach kurzem an, und wenn wir einmal den Versuch machen, über etwas anderes zu sprechen oder eine Ausstellung zu besuchen, so wird das auf eine abrupte Weise überhört. Wanderungen und Spaziergänge auf dem Lande zu machen, dazu reicht ihre Phantasie nicht aus, oder aber sie fürchten, am Montag den Kollegen zu erzählen, sie seien nur spazierengegangen und erst noch auf einer steinigen Strasse, wo man links und rechts nichts als Bäume sieht.

Nun haben wir uns in den Kopf gesetzt, Studenten kennenzulernen. Studenten, mit denen man diskutieren kann und somit seine eigene Meinung stärker ausbildet. Studenten, die auch unser persönliches Ich erforschen wollen und sich nicht nur mit Aeusserem begnügen und die auch in der heutigen realistischen Zeit einen Sinn für das Romantische haben.

Und jetzt nach dieser langen Einführung, liebe Annabelle, unsere kleine Frage: Wie und wo können wir diese Männer finden?«

Brigitta und Ellen



Ist das, lieber Kommilitone, nicht schön. In trüben Stunden hat unsereiner schon bitterlich sinniert über die Härte des Lebens im allgemeinen und die Ansprüche der holden Weiblichkeit im besonderen. Erfolg und Glück bei letzteren, wollte es dir oft scheinen, ist allein mit Pferdestärken und praller Brieftasche zu erreichen. Als bloss geistig Sammelnder gerät man da natürlich gegenüber den konkreter Scheffelnden schon vom Start weg hoffnungslos ins Hintertreffen. Indes, die Lage ist viel hoffnungsfroher als du vielleicht geahnt. »Annabelle« beweist es: da sind noch zarte Seelen, die speziell nach deiner studentischen Seele fragen, der sie offenbar einiges an Idealismus und romantischen Einfällen zutrauen. Das verpflichtet zu entschlossener Tat.

Brigitta und Ellen suchen uns – wir sollten uns finden lassen!

Reinhard Meier

Ein neues Studentenhaus

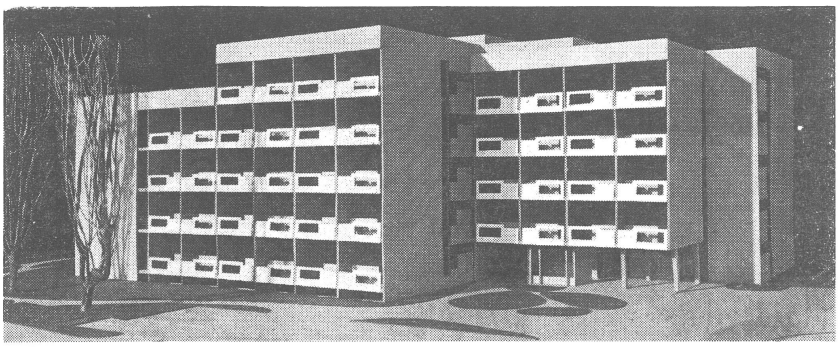
mo- Die trübe Melancholie über die Dauermisere auf dem Gebiet der Studentenunterkünfte wird hin und wieder durch Lichtblicke aufgeheitert. Ein solcher Lichtblick ist die seit dem 6. Juni bestehende Gewissheit, dass das mit den von der Schweizer Rückversicherungs-Gesellschaft gespendeten zwei Millionen zu bauende Studentenhaus Wirklichkeit werden wird. An jenem Tag erfolgte der erste Spatenstich für den neuen Bau; nach menschlichem Ermessen kann nun nichts mehr schiefgehen.

Das Studentenhaus an der Witellikerstrasse ist die Frucht der Zusammenarbeit zwischen Privatwirtschaft, Oeffentlichkeit und Studentenschaften. Entsprechend wurde auch der erste Spatenstich kollektiv vollzogen: *Dr. M. Eisenring*, Präsident des Verwaltungsrats der Schweizer Rück und ehemaliger Redaktor des »zürcher studenten«, Stadtpräsident *Dr. Sigi Widmer*, Kantonsrat *Dr. Arthur Bachmann*, der ehemalige Schulratssekretär *Dr. H. Bosshardt*, der Bauunternehmer *Dr. E. Hatt*, der Architekt, weitere Prominenz sowie, last but not least, *Nick Gassmann* und *Hans-Peter Nadig* vom VSETH und *Jürg Pellaton* vom KStR drückten, in Reih und Glied stehend, ihre Spaten in die Erde und hinterliessen eine respektierliche, lange Furche.

Wäre die Stimmung nicht so zuversichtlich gewesen, man hätte die Länge des ausgehobenen Grabens als Sinnbild für die zahlreichen leidigen Verzögerungen betrachten können, denen das Projekt unterworfen war. Das Geld für den Bau wurde bereits im Jahr 1964 anlässlich des 100jährigen Bestehens der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft gestiftet. Nach längerer Suche konnte beim Balgrist ein Gelände gefunden werden werden, das der Kanton im Baurecht kostenlos zur Verfügung stellte. Durch verschiedene Einsprachen und andere Schwierigkeiten (darunter leider auch die nicht ganz optimale Verhandlungspolitik einer studentischen Kommission) wurde das Vorhaben weiter verzögert. Durch eine rationelle Baumethode (vorfabrizierte Elemente) hofft man, einen Teil der verlorenen Zeit wiedergewinnen zu können: bereits Ende 1968 soll das Gebäude bezugsbereit sein.

Das Haus ist das Werk des Architekten *Tobias Gersbach*, der u. a. auch am Projekt der Kantonsschule Oerlikon beteiligt ist. Es besteht aus zwei zu einer zweigliedrigen Einheit zusammengeschobenen Trakten, in deren vier bzw. fünf Stockwerken insgesamt 100 Studentenzimmer für männliche und weibliche Bewohner untergebracht sind. Mit Ausnahme der vier Ehepaarwohnungen sind diese Räume genormt: sie sind 15 qm gross und mit einem 4 qm grossen Balkon ausgerüstet. Auf je 4 Zimmer entfallen zwei Duschen und ein WC. In jedem Geschoss liegt eine Gemeinschaftsküche mit 20 Essplätzen. Das Erdgeschoss beherbergt neben einer Hauswartwohnung eine Eingangshalle, einen Klub- und einen Fernsehraum. Im Kellergeschoss schliesslich sind neben den üblichen technischen Räumen ein Abstellraum, ein Gymnastiksaal und ein auch für laute Feste geeigneter schalldichter Freizeitraum vorgesehen.

Das neue Studentenhaus ist ein erfreulich grosser Schritt zur Behebung der studentischen Wohnungsnot, und allen, die seine Verwirklichung ermöglichen und vorantreiben, insbesondere der Stifterin und dem Kanton, gebührt unser Dank.



Modellansicht des neuen Studentenhauses. Der linke Trakt ist für Studenten bestimmt, der kleinere rechte für Studentinnen. In 1½ Jahren bezugsbereit: Das neue Studentenhaus.

echo echo

Skeptisch nur nach links?

»Es soll hier«, schreibt Beat Lanter im zs Nr. 2, »nicht darum gehen, zu untersuchen, was unter Kommunismus zu verstehen ist.« Was ihn interessiert, ist die marxistische Praxis.

Einige seiner ungenauen oder falschen Interpretationen zeigen jedoch, dass diese marxistische Praxis nicht losgelöst von der Theorie verstanden werden kann.

Im Unterschied zum Idealismus, der Geist und Materie als zwei ganz verschiedene Dinge auffasst, gibt es für die Marxisten nicht einerseits die, ach, so schmutzige, von Parteikämpfen verunstaltete Praxis und anderseits die »reine Theorie«, den »reinen Kommunismus«. Theorie und Praxis gehören unzertrennlich zusammen, wie warm und kalt, positiv und negativ, Aktion und Reaktion.

Der Aufbau des Kommunismus ist vergleichbar mit der Geschichte der Wissenschaften. Auch sie ist nicht geradlinig, nicht makellos. Ihr Weg ist gepflastert mit Irrtümern und Abweichungen. Denken wir z. B. an die ptolomäische Lehre, an die Alchemie oder an die tragischen Unglücksfälle in der heutigen Weltraumforschung. Diese Fehler wurden und werden immer wieder überwunden, der Mensch sammelt sich dadurch Erfahrungen, er vervollkommnet seine Methoden, die Wissenschaft gibt er deswegen nicht auf. »Reinheit« kennt nur der abstrakte Formalismus, nicht aber die Komplexität der dialektischen Lebensprozesse.

Was nun die Freiheit betrifft, behauptet B. L., dass »im Sozialismus kaum mehr Freiheiten und demokratische Rechte verwirklicht werden könnten«. Denn, argumentiert er, die sozialistische Freiheit, die »Einsicht in die Notwendigkeit« zum Inhalt hat, die »in den auf Erkenntnis der Naturnotwendigkeiten gegründeten Herrschaft über uns selbst und über die äussere Natur« besteht, müsse einer »führenden und lehrenden Elite« vorbehalten sein.

Zugegeben: die sozialistische Freiheit wird einem nicht in die Wiege gelegt wie die bürgerliche jedem Schweizer (vorausgesetzt, dass er als Mann geboren wird!), man erhält sie nicht sozusagen als Eigentum zusammen mit dem Geburtsschein, sondern sie muss errungen werden. Darum der sozialistische Slogan: »Wissen macht frei«, und darum auch die enormen Anstrengungen seitens der sozialistischen Länder, das Bildungsniveau der Massen fortwährend zu heben. Die Statistiken legen da ein eindeutiges Zeugnis ab, wo Bildung noch ein Privileg bestimmter Schichten ist. Auch waren vor der Oktoberrevolution noch rund 80% der russischen Bevölkerung Analphabeten – sie sind es nicht mehr. Hingegen können im industrialisiertesten Lande der »freien Welt«, den USA, Millionen noch nicht lesen und schreiben.

Heute ist die Freiheit noch in keinem Lande verwirklicht; sie kann auch nicht einfach durch einen Gesetzeserlass eingeführt werden. Erst der Kommunismus wird die Bedingungen dazu schaffen, erst durch ihn wird die Freiheit zur Möglichkeit.

Die Abneigung von B. L. gegen »Eliten« ist verständlich. Trotzdem sollte er so realistisch sein und einsehen, dass die Menschheit nicht von selbst, spontan, schickalsbedingt aus Unwissenheit und Unmündigkeit erwacht. Eine bewusste Führung ist unumgänglich. Könnte er überhaupt ein einziges Land nennen, in dem nicht eine herrschende »Elite« den Ton angibt? Gibt es nicht auch kapitalistische Eliten?

Ein ungefähres Bild von den Methoden derselben, nämlich das menschliche Bewusstsein aus reiner Profitgier zu manipulieren und zu tyrannisieren (auf ganz »elegante« Weise natürlich), vermittelt uns der Artikel »Advertising« von P. E. Meier (s. zs Nr. 1).

Seinen Artikel abschliessend, holt B. L. noch aus zum vernichtenden Schlag: Lenin, erklärt er, habe sich über die von Marx als notwendig erachteten materiellen Bedingungen hinweggesetzt und selbstbewusst dessen Theorien abgeändert. Lenin wird also zum Revisionisten gestempelt.

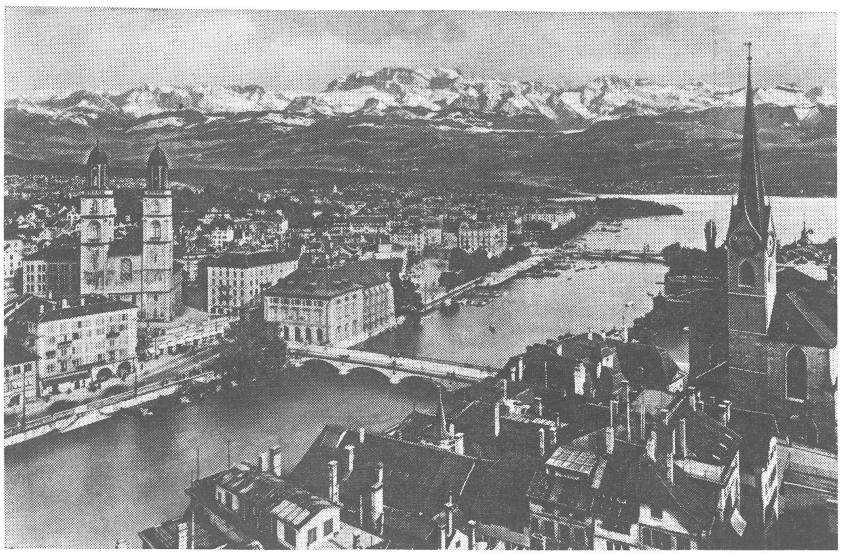
Wie Marx die materiellen Bedingungen in Russland um die Mitte des letzten Jahrhunderts einschätzte, geht aus einem seiner Briefe an Engels hervor. Marx schreibt darin u. a.: »Aus seinem (Flerowskis, H. L.) Buch geht unwiderleglich hervor, dass die jetzigen Zustände in Russland nicht mehr haltbar sind, dass die Leibeignenemanzipation, of course, nur den Auflösungsprozess beschleunigt hat und dass eine furchtbare soziale Revolution bevorsteht.«[1])

Auch die im mechanistischen Denken wurzelnde Behauptung, dass Lenin dem revolutionären Entwicklungsprozess vorgegriffen habe, da ja im rückständigen Agrarland Russland von 1917 noch keine Rede von einer »erreichten hohen wirtschaftlichen Stufe« sein konnte, wird ebenfalls durch Marx selbst entkräftet. Er schreibt im Kapitel »Feuerbach« der »Deutschen Ideologie«*: »Alle Kollisionen der Geschichte haben also nach unserer Auffassung ihren Ursprung in dem Widerspruch zwischen den Produktivkräften und der Verkehrsform. Es ist übrigens nicht nötig, dass dieser Widerspruch, um zu Kollisionen in einem Lande zu führen, in diesem Lande selbst auf die Spitze getrieben ist. Die durch einen erweiterten internationalen Verkehr hervorgerufene Konkurrenz mit undustriell entwickelteren Ländern *ist hinreichend, um auch in den Ländern mit weniger entwickelter Industrie einen ähnlichen Widerspruch zu erzeugen* (z. B. das latente Proletariat in Deutschland durch die Konkurrenz der englischen Industrie zur Erscheinung gebracht).«

Zum Abschluss sei noch darauf hingewiesen, dass der Marxist die Wahrheit nicht an einer abstrakten Idee oder Theorie misst, sondern an der Praxis. Viel eindrücklicher also als viele Zitate beweist der nicht zu leugnende praktische Erfolg die Richtigkeit des Leninschen Handelns.

Hermann Leiser

* s. Werke Karl Marx, Band 3, S. 73, Dietz-Verlag, Berlin, 1959.



Zürich, das wirtschaftliche Zentrum der Schweiz, liegt am untern Ende des Zürichsees. Der Ausblick auf die Schweizer Alpen gibt der Stadt ihr besonderes Gepräge.

Ein Pole plaudert über Zürich

Die folgenden Ausführungen geben die Eindrücke wider, wie sie ein polnischer Gast bei seiner Ankunft und im Verlauf eines längeren Aufenthaltes von unserer Stadt und ihren Bewohnern erhält. Der Bericht ist für uns von besonderer Bedeutung: Der Verfasser, Witold Gorálski, stellte diesen Artikel aus Beiträgen zusammen, die er für bedeutende Zeitungen seines Heimatlandes Polen schrieb. Er enthält deshalb Meinungen über unser Land, die ein Teil der Bevölkerung eines Staates mit einem anderen Gesellschaftssystem teilen wird.

Mit gemischten Gefühlen habe ich Polen für einen ersten längeren Auslandaufenthalt verlassen. Zürich empfing mich mit Regen und Nebel. Dennoch setzte die Maschine der polnischen Fluggesellschaft LOT ruhig zur Landung an und fand ihren Platz inmitten all der Vögel aus der ganzen Welt, die sich in Kloten ein Stelldichein geben. Glas, Aluminium und Photozellen flössten mir rasch Vertrauen ein zur Schweiz, meiner Gastgeberin; die reibungslose Zollabfertigung konnte dieses Gefühl nur noch bestätigen.

Die erste Bekanntschaft mit der Stadt stand ganz im Zeichen der stadtzürcherischen Gewohnheiten und – des üblichen launischen Wetters. Schon an einem der ersten Abende beschlossen einige meiner neuen Freunde, mich in die Geheimnisse des Zürcher Nachtlebens einzuführen. Das mit Ausländern und »fröhlichen Mädchen« bescheidener Anatomie vollgestopfte Niederdorf brachte mir eine leise Enttäuschung, zumal meine spärlichen Vorräte an Devisen ohnehin einen Besuch hinter den Fassaden der bunten Neonlichter nicht gestatteten und ich mich auf meine Phantasie und das Betrachten der vor den Cabarets ausgehängten Bilder beschränken musste. Von der Leidenschaft des Kennenlernens gepackt, widerfuhr mir eine weitere Ernüchterung: Vor lauter Begeisterung bemerkte ich nicht, wie die Zauberstunde Mitternacht verfloss und kein einziges öffentliches Verkehrsmittel mehr die Ruhe des Bürgers störte. Dieses folkloristische Phänomen musste mich umsomehr überraschen, als selbst in Moskau die Metro bis ein Uhr nachts verkehrt.

Beim Versuch, von meinen Zürcher Bekannten etwas über die Geschichte der Stadt zu erfahren, stiess ich auf leises Erstaunen, und alle behaupteten, Zürich sei gewiss nicht wegen seiner Geschichte so bekannt. Schliesslich erfuhr ich trotzdem, dass im 16. Jahrhundert die Stadt von den Wirren der Reformation erschüttert wurde, doch schien dies für meine Freunde das erste und letzte Ereignis in Zürichs Geschichte zu sein.

Eine interessante Zürcher Eigenart, die mir von Anfang an auffiel, war die prinzipielle Diskretion, in der sich das Leben hier abwickelt. Niemand steckt seine Nase in die Angelegenheiten anderer: Obschon ich nun bereits einige Monate in demselben Studentenheim wohne und in der gemeinsamen Küche regelmässig Mahlzeiten zubereite, sind alle Hausgenossen gleichermassen höflich, warten aber nie auf eine Antwort auf die Frage und konventionelle Grussformel: »Wie gaht'ss«.

Nach einigen Wochen erkannte ich jedoch, dass diese abgedroschene, systematische Höflichkeit ihre Erklärung findet in der schweizerischen Lebenshaltung, dass sie begründet ist durch das enge Familienleben und den Kult um die nationalen Gewohnheiten, zu denen Fremden gegenüber der Zutritt gewöhnlich versperrt bleibt. In Anbetracht der grossen Zahl Touristen, welche die Schweiz ständig okkupiert, ist diese Gewohnheit allerdings einigermassen verständlich.

Sparsamkeit! Sparsamkeit über alles!

Dem Osteuropäer erscheinen die Grundsätze des schweizerischen Lebens im allgemeinen, besonders aber die geradezu zur Staatsdoktrin erhobene Sparsamkeit recht seltsam. Sparsamkeit an sich ist zwar nichts Aussergewöhnliches, ja sie gehört vielmehr zu den Prinzipien, denen jeder Staat gehorchen sollte; die Ueberschreitung der vernünftigen Grenzen aber macht den Reichen arm und beraubt ihn der Möglichkeiten, das Leben voll zu geniessen. Die jahrhundertealte stabile Lage der Schweiz erlaubt zwar eine langjährige Planung und nicht nur ein Leben für den heutigen Tag. Aber Uebertreibung jeder Art hat immer unangenehme Folgen. So ist infolge dieser Sparsamkeit bei weitem nicht alles, was hübsch und schön ist, auch jedem Schweizer zugänglich, auch wenn er es sehr wohl bezahlen könnte: Seine Mentalität im ökonomischen Bereich auferlegt ihm automatisch Beschränkungen. Dem dient auch der wirtschaftliche Antrieb, z. B. die Preisstruktur, die keine eilfertigen Ausgaben zulässt, und nicht zuletzt fördert auch der Umstand, dass der Wert eines Menschen an der Grösse seines Bankkontos und nicht an seinen Fähigkeiten und intellektuellen Möglichkeiten gemessen wird, diese überspitzte Sparsamkeit.

Komplexe haben rote Farbe

Der Osteuropäer, dem es gegeben ist, sich längere Zeit im Westen aufzuhalten, wird schon bald von den an ihn gerichteten stereotypen Fragen irritiert: Woher kommst du? Wie bist du hergekommen? Kehrst du nach Hause zurück?

Diese Fragen hätten nichts Schlimmes an sich, wenn nicht jeder sie gleichermassen stellen würde und wenn sich nicht, sofern die dritte Frage mit Ja beantwortet wird, sofort eine leichte Distanz fühlbar machte, die mich erkennen lässt, dass dieses Ja fortan mein Visitenkärtchen trägt. Wenn einer nach der andern Seite des Eisernen Vorhanges zurückkehren will, kann das nur möglich sein, weil er bereits von dem angesteckt ist, was hierzulande »rote Gefahr« genannt wird. Ein polnischer Ingenieur erzählte mir, dass eine Schweizer Firma, die dringend einen Fachmann benötigte, ihn bei seiner Vorstellung und der Vorlegung aller Papiere und Referenzen fragte, ob er eine Bestätigung habe, dass er garantiert kein kommunistischer Agent sei. Da er über keine solche verfügte, erhielt er die Stelle nicht. Diese anekdotische Situation ist sehr bezeichnend für die Beziehungen zwischen Ost und West und trägt gewiss wenig zum besseren gegenseitigen Verständnis bei. Die Ursache dieser Erscheinung könnte in den ständigen Gegensätzen der Systeme dieser Welt gesucht werden. Allerdings darf man nicht die mögliche Rolle des Business vergessen: Wenn man in Betracht zieht, welch gutes Geschäft mit der »roten Psychose« Filme wie James Bond oder die verschiedenen Finale in Berlin gemacht haben, muss eine gewisse Abhängigkeit zwischen Geschäft und hiesiger Ideologie geradezu ins Auge springen.

Auf der Suche nach Kultur

Zürich hat sich trotz einem gewissen Puritanismus nicht vor Schund (anzutreffen vor allem in der sogenannten leichten Literatur und im Film) bewahrt. Die hiesigen Kiosks und Buchhandlungen besitzen eine reiche Auswahl an Taschen-Krimis, Romanen und Erzählungen, die sich sehr viel mehr mit gewissen Einzelheiten des menschlichen Körperbaus als mit sinnvollen Dingen beschäftigen. Von über dreissig Kinos in Zürich zeigen nur einige wenige Filme mit Ambition und Qualität. Die andern spezialisieren sich auf verschiedene Arten von Wildwest, Spionage und Agentenchiffren 007 in wechselnder Form.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass in den privaten Bibliotheken meiner Komilitonen sich keine Hinweise auf derartige Literatur finden, dagegen immer Fachbücher und schöne Literatur stehen, obwohl der Preis gerade für Fachbücher nicht jeder Tasche zuträglich ist. In Unterhaltungsfilme geht man eher zur Erholung, und die geringe Zahl an Zuschauern lässt zweifeln, ob der Besitzer je auf einen grünen Zweig kommt. Mühelos stellt man fest, wie gross das Verlangen nach guten Filmen und anspruchsvoller Literatur ist. Sobald sich etwas Derartiges in Zürich zeigt, verbreitet sich die Nachricht rasch unter den Studenten. Bemerkenswert ist das Interesse für östliche Filme, vor allem der Tschechoslowakei und Polens. Kenner können auch ein sehr reges kulturelles Leben geniessen. Theater und Kunst werden in der Schweizer Metropole ziemlich gross geschrieben. Das ambitiöse Theaterprogramm, die häufigen Gastspiele, die Junifestwochen mit ihren ausgezeichneten Veranstaltungen, die einander folgenden Gemäldeausstellungen anerkannter Grössen unseres Erdkreises schaffen eine positive Atmosphäre für das kulturelle Leben; wenn nur das studentische Sackgeld ausreicht, um daran teilzunehmen . . .

Ein Lob der Ordnung

Mir scheint, die Schweiz ist eines der ordentlichsten Länder Europas; Sitten und Gewohnheiten des vortrefflich organisierten täglichen Lebens verdienen höchstes Lob. Dazu gehören vor allem das ausgezeichnete Funktionieren des städtischen Verkehrs, die präzise Organisation im Eisenbahnverkehr, Ordnung und Sauberkeit auf den Strassen, deren Bezeichnungen, die Höflichkeit der Bürger, der gutorganisierte Handel. Das alles macht das Leben angenehm. Besonders charakteristisch erscheint mir das Vertrauen und die Ehrlichkeit in den zwischenmenschlichen Beziehungen: Dinge, welche die Schweiz ihrer jahrhundertealten Stabilität zu verdanken hat. Ich glaube, dass in dieser Eigenschaft einer der Reichtümer dieses Landes begründet liegt, denn das der Umwelt eingeflösste Vertrauen trägt bestimmt auf eine andere Art Zinsen.

Witold Gorálski

Witold Gorálski hält sich im Rahmen eines Stipendienaustauschvertrags in Zürich auf, den die Studentenschaft der Universität Zürich mit dem studentischen Nationalverband Polens (ZSP) im letzten Jahr geschlossen hat. Gleichzeitig befindet sich eine Zürcher Studentin an der Universität Krakau. Wir möchten diese Gelegenheit benützen, um Interessenten für diesen Austausch für das kommende Jahr (Beginn Wintersemester 1967/68) einzuladen, sich beim KStR zu melden. Vorbedingung sind ausreichende Polnischkenntnisse.

Fortsetzung von Seite 13

Festival der Festivals

institutionell verankerten Studententheater, das »Kalambur« und das »Studencki Teatr Pantomimy: Gest«.

Was ist »Studententheater«?

Wie an allen internationalen Festivals dieser Art zeigte sich auch hier, dass der Begriff »Studententheater« keineswegs eindeutig ist. Grosso modo bedeutet Studententheater jenseits des eisernen Vorhanges etwas ganz anderes als in den westlichen Ländern. Die drei bedeutendsten Studententheater Polens beispielsweise sind staatlich subventionierte Unternehmen mit einem regelmässigen Spielplan und eigenem Haus, genau wie unsere Berufstheater, nur dass die Schauspieler keine Berufskräfte, sondern eben Studenten oder zumindest ehemalige Studenten sind. Oft fallen auch eigentliche Schauspielschulen unter den Begriff »Studententheater«. Der Vergleich solcher Studententheater mit denen des Westens, wo nur ganz ausnahmsweise (wie etwa im Falle von Parma) eine feste staatlich subventionierte Institution mit fortlaufendem Spielplan und eigenem Haus zur Verfügung steht, ist fast unmöglich. Dazu kommt, dass die Vorstellungen über die spezifische Funktion des Studententheaters je nach Verhältnissen in den einzelnen Gruppen derart differieren, dass die Vergleichsbasis noch schmaler wird. Einziges Kriterium bleibt die künstlerische Leistung an sich, also nicht das Urteil über das, *was* gemacht wurde, noch *warum* das gemacht wurde, sondern nur das *wie* kann eine allerdings wiederum äusserst relative Vergleichsbasis ergeben.

In der Praxis solcher Festivals hat sich trotzdem so etwas wie ein Massstab eingebürgert, der zwar alle oben angetönten Mängel der Ungerechtigkeit enthält, der aber doch eine einigermassen relevante Beurteilung ermöglicht. Man kann diesen Massstab mit zwei Kriterien umschreiben: Theaterwirksamkeit und Originalität in der einen Richtung, Intelligenz in der andern Richtung. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass gerade diese Kriterien keinen spezifischen Unterschied zwischen Studenten- und Berufstheater bezeichnen, wie das immer wieder verlangt wird. Immerhin hat das Schema den Vorteil, dass es das Gewicht der technischen Ausbildung der Schauspieler und der Vollkommenheit des Bühnenapparates nicht allzu hoch veranschlagt, und damit prinzipiell den durchschnittlichen finanziellen und technischen Möglichkeiten eines Nicht-Berufstheaters Rechnung trägt.

Die besten Aufführungen

Nach diesen Kriterien standen ohne Zweifel die Rumänen aus Bukarest mit dem Erstling der jungen rumänischen Autorin Ecaterina Oproiu »I am not the Eiffel Tower« an der Spitze. Schon das Zagreber Festivalpublikum hat dieser Vorstellung mit grosser Mehrheit den ersten Rang zugeschrieben. Eine geschickte Dramatisierung von Gogols »Tagebuch eines Wahnsinnigen« wurde vom Studententheater »STU« aus Krakow geboten. Eine besondere Würdigung verdient eine Vorstellung der Gastgebergruppe »Kalambur«, nicht nur wegen ihrer Qualität, sondern auch wegen ihrer besonderen Bedeutung, die sie im gesamten Theaterleben Polens erhalten hat. Mit der Inszenierung von »Die Schuhmacher«, einem Dreiakter des polnischen Autors Stanislaw Ignacy Witkiewicz, bahnte das Studententheater »Kalambur« dem fast vergessenen Vertreter des ehemaligen Avant-Garde-Theaters wieder den Weg zur Bühne.

Witkacy (Pseudonym für Witkiewicz), der die meisten seiner Theaterstücke in den Jahren 1920–1930 schrieb, war bis 1956 praktisch vergessen. Erst als Ionesco und Mrozek populär wurden, kamen auch seine Stücke wiederum auf die Bühne. Die Aufführung des Stückes im »Kalambur« ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie die sozialkritische Note dieses Autors nicht mehr durch leere Theaterformalismen überspielte, sondern die grotesken und absurd-komischen Elemente des Stückes zur Charakterisierung politischer und gesellschaftlicher Situation benützte, ein Unternehmen, das dem Stück politischen Zündstoff gab in einem Masse, das in polnischen Verhältnissen nicht ganz ungefährlich sein dürfte. Die Aufführung dieser »Schuhmacher-Revolution« ist charakteristisch für weiteste Bereiche des polnischen Theaters, in welchem im Eulenspiegelgewand die innere, radikale Freiheitlichkeit der offiziellen polnischen Halbfreiheit die Stirne bietet.

Zwiespältige Lausanner

Eine mutige Art des Experimentes brachte die Aufführung der Gruppe aus Lausanne mit dem Titel »Le rêve d'un émigré«. Auf Grund umfangreicher ökonomischer, politischer, soziologischer und psychologischer Dokumentation versuchten sie, die objektive Analyse eines aktuellen Themas szenisch auszudrücken. Der Text ist das Resultat der kollektiven Zusammenarbeit der Mitglieder. Dialogszenen wurden gegen Filmdokumente gehalten und wechselten mit Kommentaren, wobei allerdings der dramaturgische Zusammenhang der eingesetzten Mittel nicht unbedingt überzeugte. Man kann zwar all den Elementen eine mögliche Funktion zusprechen, aber diese Funktionen stützen einander nicht und haben für die Theaterwirkung zum Teil fatale Folgen. So ist zwar die andauernde Dunkelheit funktionell vom Thema her durchaus gerechtfertigt. Wenn aber dafür der Zuschauer kaum mehr die Mimik der einzelnen Schauspieler erkennen kann, ist damit mehr verloren als gewonnen. Auch das übermässig langsame Spieltempo bei nahezu perfekter Technik der Schauspieler rief nicht nur die beabsichtigte gedrückte Stimmung hervor, die dem Thema genau entspricht, sondern auch eine Langeweile, die sich im Effekt gegen das Stück wandte.

Einige Vorstellungen an diesem Festival lagen in ihrem Niveau mehrere Stockwerke tiefer, mit Ausnahme einer indischen Tanzgruppe, die aber eher am Rande stand als einzige Truppe mit z. T. professionellen Mitgliedern. Zu erwähnen ist ferner eine Aufführung von Majakowski's »Mysterium buffo« durch eine Gruppe polnischer Medizinstudenten, welche besonders gut gelöste Massenszenen aufwies. Auf Brecht ritt das Studententheater aus Leipzig mit einer unausgefeilten ideologisch klappernden Lesung herum, während die polnische Gruppe »Gong II« Brechts Songs völlig sinnlos zum Anlass einer farbenfrohen folkloristisch angehauchten Show verwandten.

Eine fröhliche Schau

Ueberblickt man die Vertretungen der verschiedenen Länder, so darf man doch sagen, dass die gesteckte Aufgabe des Festivals, repräsentativ für das europäische Studententheater zu sein, wenigstens zum Teil erreicht wurde.

Im weiteren sind noch einige negative Seiten zu vermerken. Die meisten Vorstellungen waren überaltert und den ausländischen Festivalteilnehmern schon bekannt. Ueber die Fragwürdigkeit der Auswahl der Vorstellungen habe ich am Anfang bereits gesprochen. Da keine offiziellen Diskussionen abgehalten wurden und im allgemeinen im Theaterpublikum etwas unkritisch immer eitel Freude herrschte, trug der ganze Anlass den Charakter einer grossen Schau und eines fröhlichen Festes. Zweifellos die fruchtbarste Seite dieses Festivals für ausländische Besucher lag darin, dass ihnen Gelegenheit geboten wurde, das polnische Theater kennenzulernen, waren doch nicht weniger als vier Vorstellungen polnischer Berufstheater mit im Festivalprogramm. Dass auch das polnische Studententheater zu den besten Europas gehört, ist in letzter Zeit fast an allen internationalen Festivals erwiesen worden. Ein Theateraufenthalt in diesem im wahrsten Sinne »theaterbesessenen« Land kann für jeden, der sich mit dieser Kunstgattung beschäftigt, nur fruchtbar sein.

Gudio Hauser

twenty

a new filter cigarette——
American blended for you

«Die SBG gibt sich nur mit grossen Geschäften ab.»

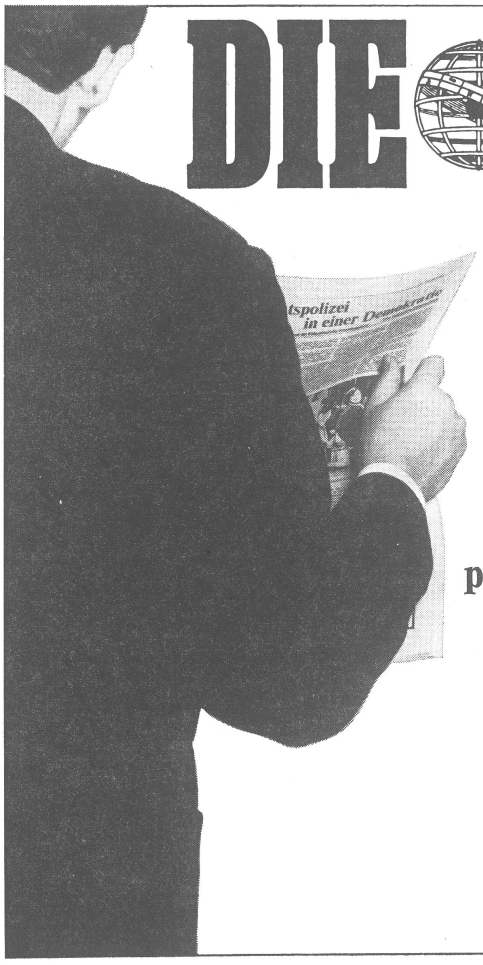
Stimmt das?

Das ist der jüngste «Millionär» der SBG. Heute bringt er zwar nur Fr. 2.75 – in 15 Jahren eröffnet er vielleicht ein eigenes SBG-Bankkonto.

Bei der SBG sind nicht nur Grosskaufleute willkommen. Jedermann wird sachkundig beraten – ob es um Kredit oder Anlage geht, um Fr. 2.75 oder 1 Million.

SBG

SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT



DIE WELTWOCHE

gewährt Ihnen

30% Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie pro Jahr nur Fr. 16.80

Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von
1/2 Jahr Fr. 9.80
1 Jahr Fr. 16.80
(Nichtzutreffendes streichen)

Name: _____

Fakultät: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich

Kurzgeschichten und Gedichte von Heiko Strech

Goethe und der Adler

Als Herr Huhnke eines schönen Morgens zum elftausendachthundertdreiundfünfzigsten Male in seinem Leben die Augen öffnete, erblickte er zum ersten Male einen lesenden Adler in seinem Zimmer, der auf einem Stuhl am Fenster sass.

Schief steckte ihm eine Zigarre im Schnabel; einen der riesigen Fänge stemmte er gegen den Fussboden, in dem anderen hielt er einen Band Goethe, dessen Titel Herr Huhnke nicht entziffern konnte, da ihn ein paar wunderschöne, aber undurchsichtige Federn verdeckten. Nur die grossen Goldbuchstaben »GOE – E« waren zu erkennen.

Herr Huhnke schluckte entsetzt und öffnete den Mund, den gewaltigsten Schrei seines Lebens vorformend; aber in dieser Sekunde traf ihn der berühmte Adlerblick. Ungeschrieen blieb der Schrei, nur die Augen des Herrn Huhnke zitterten noch unter dem Druck der von der gelähmten Zunge gestauten Luftsäule.

Offenbar hatte der Adler mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen. Krampfhaft klappte der Schnabel. Die spitze Zunge zuckte im Takt mit den hornigen Augenlidern, die sich öffneten und schlossen. Endlich sprach er – hochdeutsch mit leicht bayrischem Akzent: »Guten Tag, Herr Huhnke. Ich komme aus den Alpen, dem letzten Zufluchtsort für uns letzte romantische Raubvögel. Meine Stammesgenossen haben mich als Legaten in geheimer Mission entsandt. Wir fühlen uns auf unsern Bergesgipfeln recht einsam und möchten Beziehungen zu Ihrem beachtenswerten Geschlecht anknüpfen.«

Zu Herrn Huhnkes Entsetzen gesellte sich das unangenehme Gefühl, verspottet zu werden. Der Adler fuhr fort: »Ich gestattete mir den Einflug durchs Fenster, für mich als Luftbenützer das Gegebene, zumal es offenstand . . .«

»Ja, mein Arzt hat . . .« begann Herr Huhnke, doch der Adler sprach nach einem granitharten Blick weiter:

»Ich wollte Sie nicht wecken. Sie boten das schönste Bild eines Menschen: Sie schliefen fest. Ich erblickte Goethes Werke und fing an zu lesen. Wissen Sie, Brehm und allenfalls noch Darwin sind unsere Klassiker, und es ist zumindest interessant, auch den Ihren einmal zu begegnen.«

»Gestatten Sie«, ächzte Herr Huhnke, »wieso interessieren Sie sich über unsere Klassiker hinaus auch noch für uns?«

»Ueber die Menschheit informierte mich ein Band von Sigmund Freud, der auf einer Almwiese liegengelassen wurde, inmitten einer Schar von Liebespärchen. Ein hagerer Einsamer war's, der ihn vergass. Ich startete einen meiner von Fachvögeln gerühmten kunstvollen Sturzflüge und verbohrte mich in das Buch, was Sie auch im übertragenen Sinne verstehen dürfen.«

Schüchtern kam die Frage aus dem zerknitterten Bündel Pyjama: »Wie haben Sie Deutsch gelernt?«

»Zufällig. Eine Engländerin, die in einer Schneenacht mit ihrem Skilehrer flirtete, liess einen kompletten Schallplattenkursus für die deutsche Sprache in einem Koffer unter Tannen stehen. Er nützte ihr wohl nichts mehr, weiss der Kuckuck warum. Ich nahm die Platten, die Hefte und lernte: Geschäftsbriefe, Reportagen, Anrede, Zimmerbestellung, Ankunft, Abfahrt, Polizei, Anruf, Bettennachweis . . .«

»Sie sprechen überzeugend«, versuchte Herr Huhnke den Strom des Eifers zu dämmen.

»Als ich danach Freud gründlich studiert hatte, stand es für mich fest: Diesen Tierstamm musst du leben sehen, bei dem schon die Säuglinge . . .« »Ich bin im Bilde, stöhnte Herr Huhnke und streckte vorsichtig ein Bein aus, um aufzustehen.

Mit einem hinreissend lässigen Ruderschlag seines rechten Flügels brachte sich der Vogel hart an die Bettkante und pochte Herrn Huhnke mahnend mit dem Schnabel an die Stirn.

»Sie werden mir Quartier gewähren. Ich werde mich höflich benehmen. Falls Sie mir meinen Wunsch verweigern . . .« – eine stählerne Zange umspannte leichthin Herrn Huhnkes Schultern.

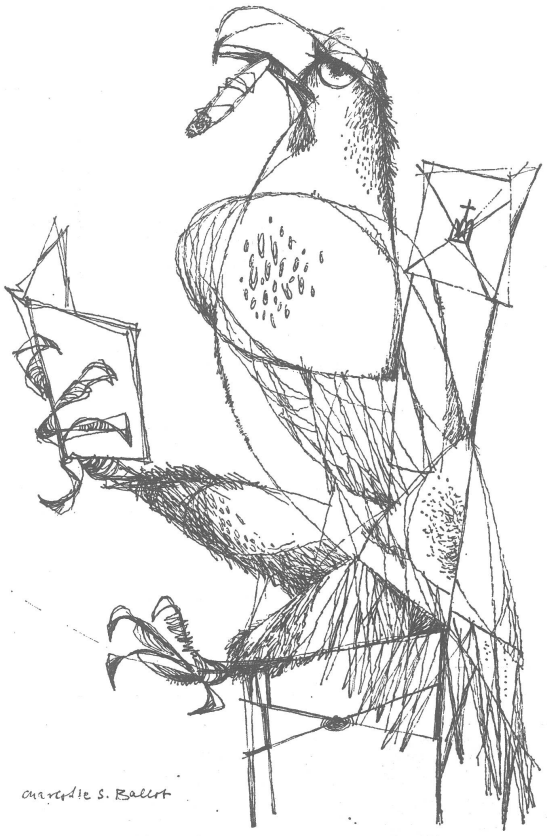
»Ich gestatte alles. Bitte loslassen.«

Freunde, Nachbarn und die Leute auf der Strasse gewöhnten sich schwer an das kurze, breite grimmige Vogelwesen, das Herrn Huhnke nunmehr auf allen seinen Wegen begleitete, in einen Matrosenanzug aus dessen frühester Jugend gekleidet.

Sie gingen auch miteinander einkaufen. Wie erschreckte kleine Kaninchen rannten die Lehrmädchen der Lebensmittelgesellschaft »Konform« um die Ecken und Kanten ihrer Ladentische, als der Krummschnabel mit der blaubebänderten Matrosenmütze sich auf die Warengestelle schwang und seine Krallen wahllos in Fleischstücke, Käse und Waschmittelpakete grub, bis ihn Herr Huhnke davon überzeugte, dass der Lebenskampf hier nicht auf so primitive Weise geführt würde.

Im Kino stiftete der Adler grösste Verwirrung, weil er sich kreischend in seinem Klappstuhl verfing und lebhaft flatterte, um wieder freizukommen. Endlich setzte er sich auf die Rückenlehne, was ihn einige Federn kostete, welche die Hände empörter Zuschauer ihm ausrissen. Allerdings bedeckten sich diese Hände bald mit feinen roten Bahnen, die von sorgsam geführten Krallenschlägen hineingeharkt wurden. Rufe nach der Polizei ertönten. Mit Zahnschmerzgesicht zog Herr Huhnke seinen heftigen Gast aus dem Kino.

Auf der Strasse gerieten beide in einen heftigen Disput über den Film. Der Adler empfand die Körper der Schauspielerinnen als zu glatt, zu langweilig-eben – sie hatten einen jugendverbotenen Film gesehen – und vermisste das Federkleid seiner Adlerliebchen, die vom härtesten Schreibfederkiel bis zur daunenweichen, schnabelschmeichelnden Flaumfeder über alle Grössenordnungen verfügten. Nur der Busen der Filmstars fand Gnade vor den stechenden Adleraugen, allerdings mit der merkwürdigen Begründung, dass diese reizvollen, hochdotierten und – versicherten Gebilde etwas »Urgemütliches« an sich hätten. Der Mann in Herrn Huhnke ware sehr gekränkt.



Auch Frau Huhnke hatte etwas Urgemütliches an sich. Sie verstand es, den Adler mütterlich zu verwöhnen, das heisst, sie gewöhnte ihn allmählich an ihre aus dem Reformhaus bezogenen Präparate. Es gab ein wunderliches Bild, wenn der ehemals eindeutige Fleischkostanhänger nun zum Frühstück seinen Joghurt löffelte und die eingeweichten Weizenkeime samt eingelegten Früchten zu erhaschen suchte, was naturgemäss seinem gekrümmten Schnabel Mühe machte. Säfte und Tees von tausend Pflanzen schliesslich regten seinen Kreislauf derart an, dass er sich einmal vergnügt blinzelnd über den Tisch zu Frau Huhnke beugte und sie fröhlich und kräftig in die Unterlippe hackte. Wegen des hervorquellenden Blutes in Panik versetzt, griff Herr Huhnke zu einer Saftflasche – 80% rote, 20% schwarze Johannisbeeren – und schleuderte sie, was aber nur einen roten Fleck auf der Tapete zum Ergebnis hatte.

Der Adler verteidigte sich: »Schnäbeln ist bei uns weniger vorbelastet als bei euch. Hauptsächlich dient es dazu, den Schnabel von Schmutz und Speiseresten zu befreien, oder es geschieht nur zum Spass.« Schweigen und Auskratzen schmieriger Reste aus Joghurtgläsern. Arrogant blickte der Adler, mürrisch Herr Huhnke, mit ablehnender Bewunderung seine Frau. Zaghaft ahmte Frau Huhnkes misshandelter Mund ein Lächeln nach.

Herr Huhnke bemerkte es nicht. So war ihm nur Staunen beschieden. Wieder war es an einem Morgen. In seinem schönsten Schlafanzug, mit der schmissigen Husarenverschnürung, stand Herr Huhnke am Fenster. Da tauchte der Adler auf, riesenhaft wuchs er aus dem Himmel, imponierend nur einen Flügel benutzend. Im anderen hielt er Frau Huhnke, die ihn mit dem gleichen Ausdruck hingegebenen Widerstands anblickte wie damals, als er sie in die Lippe hackte. Mit den äussersten Federspitzen hielt er ein Buch.

»Ich reise wieder«, rief er, »Menschenkenntnis hinreichend gewonnen.« Mit einer letzten frechen Schwenkung kurvte er nahe ans Fenster. In der Morgensonne erglänzte kurz und blendend der goldausgelegte Titel der prachtvollen Goethe-Ausgabe, und Herr Huhnke las: »Die Wahlverwandtschaften«.

Der »Esser«

Mich schmerzten verschiedene Muskeln am Nacken und an den Schultern, ich war aber schon zu träge, meine Position zu ändern.

Eine unverkleidete Glühbirne strahlte mir von der Decke ins Gesicht; um dem abzuhelfen, hätte ich drei Meter gehen müssen, zum Lichtschalter, die Mühe des Aufstehens ungerechnet.

Ich rauchte und versuchte, den Rauch vor die Birne zu blasen, das tat den Augen ein bisschen gut.

Auf dem Tisch lagen ein paar Manuskripte und ein Buch, stand eine Teekanne, dazwischen lagen und standen wieder eine Margarinepackung, Tasse, Besteck, Teller, Krümel, angeschnittenes Brot: Ich hatte gerade gegessen, ich esse abends um sechs Uhr.

Auf einem Blatt mit Honigflecken hatte ich notiert: Der Esser. Ich wusste nicht mehr, wie ich darauf gekommen war, das machte mir seit Stunden Schwierigkeiten. Man nimmt Notiz von zuviel, zwangsläufig.

Den Motor seines Wagens hörte ich, als ich gerade beschloss, doch meine Lage zu ändern, die Nackenmuskeln schmerzten inzwischen unerträglich. Schalten, Wenden, Durchdrehen der Antriebsräder, mehr Gas, Aufheulen, Bremslärm, Stillstand – eines der Abendlieder, die ich auswendig weiss. Der Schlüssel und sein Gebaren an der Tür und im Schloss, das Knarren, das knappe Zuschlagen – die zweite Strophe.

Er trat ein, er, mit dem ich seit zwei Jahren hier in dem erweiterten Gartenhäuschen wohne. Es ist praktisch so mit dem Haushalt, ausserdem teilen wir uns noch in verschiedenes: Ich besitze zum Beispiel die Schallplatten, er den Plattenspieler, und so geht es fort, auf allen möglichen Gebieten.

Er grüsste, ich grüsste, wir tauschten Zigaretten und Feuer aus. Mit einem Blick sah er, ich hatte schon gegessen. Er ging an den Kühlschrank, leerte ihn schnell und methodisch aus. Wasser und Milch setzte er auf den Herd, kochte Eier, die er rasch und genau aus ihrem Karton riss, ohne die kleinen Pappstege zu beschädigen, bereitete Tee, holte die Eier pünktlich aus dem kochenden Wasser, schreckte sie, schlug eine Büchse Milch auf, schnitt Brot, er ist übrigens von uns beiden der gute Brotschneider, legte die Scheiben sauber angeordnet auf einen Teller, baute Butter, Aufschnitt, Käse, Tomaten, Gurken, Mayonnaise, Oelsardinen, Honig, Thunfisch und Marmelade auf, stellte ein Ei in den Eierbecher, ein anderes, das er, ich hatte es vorher nicht gesehen, etwas länger gekocht hatte, schnitt er in Scheiben und ordnete sie auf einem Glasteller an, streute Petersilie, auf einer kleinen Maschine gemahlen, darüber.

Er setzte sich und begann. Ich wunderte mich, dass er den Kühlschrank samt dem Brotkasten offen liess, das tat er sonst nie. Zu hastig ass er nicht, verzehrte jedoch, aufs Ganze gesehen, in kurzer Zeit viel mehr als gewöhnlich. In zwei Tassen goss er Flüssiges: Tee und Milch, die sich dank eingestreutem Pulver in ein Kakaogetränk verwandelte. Aus beiden Tassen trank er abwechselnd, dem Tee fügte er jeweils Milch oder vorher sorgsam gepresste Zitrone zu.

Wir sprachen ab und zu, wenig insgesamt, ich hatte ausserdem zu lesen angefangen, eine interessante literarische Streiterei in der Zeitung. Er sah nicht auf, wie ich bei gelegentlichen Blicken über den Blattrand feststellte, ich las übrigens bald nicht mehr weiter. Inzwischen schuf er Kunstwerke: Er nahm eine Scheibe Brot, hantierte geschickt mit Messer und Butter, legte eine gleichmässige Schicht auf, glättete, korrigierte behutsam, liess dann eine Scheibe Schinken auf der Butter sich ausbreiten, verteilte darauf noch einige Eierscheibchen, arbeitete mit Salz und Pfeffer, presste aus einer Tube Ornamente von Mayonnaise über alles, fügte Tomatenstücke hinzu, Gurkensplitter. Es folgten das weiche Ei, der Honig, Oelsardinen, der Thunfisch, die Marmelade, schliesslich noch der Käse, dazwischen wechselweise Schlucke von Tee (plus Milch oder Zitrone) und dem Kakaotrunk.

Zwischendurch blickte er auf, sah sich im Spiegel, sah sich darin offenbar nicht gerne, grimassierte kurz, ass weiter – mehrere Thunfischkombinationen, schliesslich das, was ich für die Krönung hielt: Oelsardinen mit Mayonnaise.

Aber er war noch nicht am Ende, griff in seine Aktentasche, holte eine Flasche Rotwein hervor, zwei Flaschen Bier, bot mir davon an, ich dankte, er schenkte in zwei Gläser, trank abwechselnd, brachte Schokolade zum Vorschein, Kognakbohnen, Keks, knackte Nüsse, zerteilte mitgebrachte Orangen, schälte Aepfel, enthüllte Bananen, ass.

Es war zuviel. Er hielt alles aus, blieb auf seinem Stuhl sitzen, sein gewohntes Gesicht, die schwere Brille, den hängenden Schnurrbart, hatten er und ich im Spiegel vor sich.

Ich wollte wohl gerade etwas sagen, als er vornüber fiel, ungedeckt aufs Gesicht, zum Glück auf kurzen Abstand, in all die guten Dinge. Einen knappen Halbkreis musste er vollführen, dann fielen die Gläser, gossen ihre Flüssigkeiten aus, die sich eilig vermischten, zu Boden tropften und flossen. Teller brachte er in Bewegung, zum üblichen Tanzen, Klappern, ein gelbweisser Fleck Mayonnaise sass auf seinem dichten, dunklen Haar, stach grell ab.

Das Geschirr war noch nicht still, als ich aufsprang, ihn an den Schultern rüttelte, dachte, es sei etwas Schlimmes mit ihm, mit seiner Gesundheit.

Es war ihm nichts geschehen, der Triumph seines Magens war voll, und wirklich, er hielt alles aus.

Aber er liess seinen Kopf auf dem Tisch, schrie: »Ich mag nicht essen«, fragte, ob er warten solle, bis es Sinn gäbe, ich wusste nicht, was er meinte. Er würde es wohl erzählen, viel gibt es ja nicht, erstaunlich, wie wenig.

Ich schuf etwas Ordnung auf dem Tisch, legte mein Manuskriptblatt beiseite und wartete, dass er mit dem begänne, wovon ich vielleicht schreiben würde, unter den zwei Worten »Der Esser«.

Gedichte

Spruch

Entsunkener Sinn schwingt noch
im Geraune naher Stimmen,
die sich scharen um die Agonie
gemeinsamer und einzelner Worte,
entfallend den Sätzen erinnerter Zeit.

Vogelabend

Vögel landen
mit der Bedachtsamkeit
älterer Seeleute.

Mitglieder
einer heiteren Verschwörung,
die gegen niemand sich richtet,
reihen sie sich dicht auf Aesten.

Es scheint noch nicht Zeit,
dass sie ihre aus Regenbogen
verfertigten Lider schliessen.

Leicht zu erlegen:
Sie fielen hart herab,
um erst am Boden
die Flügel zu breiten.

Die Vollkommenheit ihrer Leiber,
Starre der Schnäbel:
Sie sagen nichts aus,
ihr Geheimnis umschliesst
keinen Inhalt.

Einer

Seine Augenbrauen werden dichter.
Die Winkel seines Mundes spielen
auf Entferntes an, weit vor,
und weit zurück.
Ich sehe es nicht, und er
schiebt die Barrieren nicht beiseite.

Seine Stirn wird durchsichtig,
wenn er horcht
auf das Schwirren von Vögeln,
die sich, wie er sagt,
gern mischen in sein Denken,
nur wüssten sie nicht,
dass sie darin umkämen
und seinen Kopf füllten
mit ihren schwebenden Federn.

Aristokratische Wünsche

Sterben wie Fürsten im Kloster,
Sarkophage vorbereiten
aus verschiedenem Marmor,
entwurzelte Waisen hinterlassen,
sie mit guten Summen bedenken,
dazu ein gräfliches Lächeln,
das so schwer deutbar ist
und dabei bloss Lächeln.

Grabgesänge entwerfen lassen
von guten und fleissigen Künstlern,
sie anhören, verwerfen und loben,
selber kurz die Orgel versuchen,
Sängerinnen auf Wohlklang prüfen,
dann abdanken zugunsten irgendeines
Sohnes,
die paar gebliebenen Konkubinen
verscheuchen
mit dem müssigen Kommandostab
vieler verlorener Schlachten
dem Marschall
den unwiderruflich letzten Stern
anheften,
zusehen,
wie der neue Minister
mit der Schnauze eines Schweins
in Staatsgeschäften stöbert.

Noch einige politische oder sonstwelche
Phantasien
verfassen im entmöbelten Thronsaal,
mit letzten Kräften, aber spielerisch,
Steine aus der Krone brechen
und sie einer knicksenden Bauernmagd
schenken,
der es doch nichts hilft,
ein paarmal in geübter Majestät
den Seidenmantel um die Schultern
raffen,
königliches Vieh mit Marzipan füttern
und angewärmter Milch,
letzte Verfügungen treffen
mit sicherem Wissen,
dass sie sowenig erfüllt werden
wie erste Erlasse und frühe Pläne,
zum Beispiel zur Kanalisierung des
Landes,
zur Verhütung allen Uebels und zum
Wohle der Bürger.

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

Jugendreisen

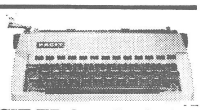
Einige Vorschläge aus unserem Programm ausgewählter Flugreisen für junge Leute von 18 bis 28 Jahren:

Mallorca	15 Tage	Fr. 289.–
Malta	15 Tage	Fr. 452.–
Türkei	15 Tage	Fr. 506.–
Tunesien	15 Tage	Fr. 620.–

Diverse Sportprogramme. Weitere 50 Reiseziele, teilweise auch per Car, Bahn und Schiff.

galliker Reisebüro

Kapellgasse 8, 6000 Luzern
Telephon (041) 3 53 69



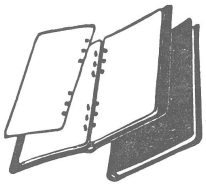
FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»! Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11 Telefon 051 27 58 14
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

BIELLA

Ringbücher und Kollegbücher



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

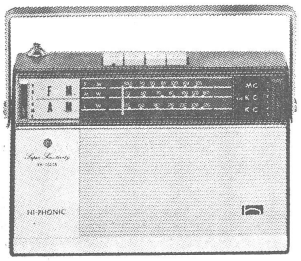
In vielen Formaten und Farben,
mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

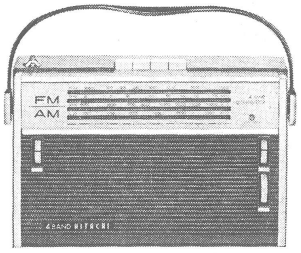
Lieben Sie Brahms?

Oder Jazz? — Sind Sie ein Freund urchiger Ländlermusik? Mit einem guten Transistor-Radio werden Ihnen Ihre Lieblingsmelodien zu einem Erlebnis. Es erfreut Sie mit seiner Klangfülle und einwandfreien Tonwiedergabe. Die hier aufgeführten Geräte haben diese geschätzten Eigenschaften. Ein zusätzlicher Vorteil aber ist ihr Preis. Es sind Weltmarken zum MIGROS-Preis!

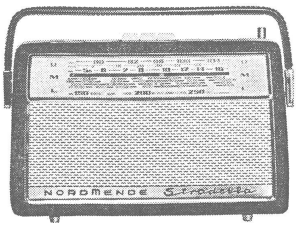
Grundig »Concert-Boy 206«
13 Transistoren, Mittel-, Lang-, 2 Kurz- und UK-Wellen. 7 Drucktasten. Eingerichtet für Batterie-, Netz- und Autobetrieb (6 V) **350.—**



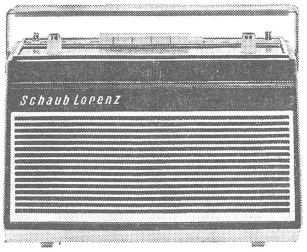
Hitachi »Comet«
KH-1002 R 10 Transistoren, Mittel-, Lang- und UK-Wellen Tonschalter, Drucktasten, schwenkbare Stabantenne, Grammoanschluss, Ohrhörer **120.—**



Hitachi »Columbus«
KH-907 H 9 Transistoren, Mittel-, Lang-, Kurz- und UK-Wellen. Drucktasten, Kurzwellen-Lupe, Tonschalter, schwenkbare Stabantenne, Ohrhörer **130.—**



Nordmende »Stradella«
9 Transistoren, Mittel-, Lang- und UK-Wellen, Holzgehäuse mit Kunstlederüberzug, Drucktastenautomatik, eingebaute und ausziehbare Antenne **170.—**



Schaub-Lorenz
»Touring 80« 10 Transistoren, Mittel-, Lang-, Kurz- und UK-Wellen. Für Batteriebetrieb oder 6/12-Volt-Autoanschluss, 2 Antennen (ausziehbar) **320.—**

MIGROS MÄRKTE

Liberalisierung und Doktrin

Von Beat Lanter

In der letzten Nummer des »zs« wurde darzulegen versucht, dass als Konsequenz der Lehre von Marx und Engels und besonders dank der Revision Lenins der Kommunismus ohne diktierende Elite (Parteiführung) nicht bestehen kann. Sodann zeigte es sich, dass, wenigstens heute, Kommunismus nicht anders als Sowjetideologie verstanden werden kann, sofern man die Gesellschaftsentwicklung der letzten hundert Jahre nicht einfach übersehen will. Oder anders gesagt: Weil sich Marx in seiner Prognose über die gesellschaftliche Entwicklung geirrt hat und sich somit seine Bedingungen für den Uebergang zum Kommunismus nicht erfüllt haben, muss man diesen entweder aufs Eis legen oder eben in der Form annehmen, die ihm Lenin gegeben hat. Noch offensichtlicher ist die praktische Identität von Sowjetideologie und Kommunismus, wenn man von einer Liberalisierung gegen aussen spricht.

Die praktische Identität von Sowjetideologie und Kommunismus ist offensichtlich, wenn man die Liberalisierung gegen aussen betrachtet.

Kommunismus und Weltherrschaft

Schon Marx lehrte, die Auseinandersetzung zwischen Proletariat und Bourgeoisie müsse vom nationalen zum internationalen Kampf übergehen. Lenin wollte und konnte jedoch nicht warten, bis diese Bedingung für die sozialistische Revolution erfüllt war. Er stellte daher die Theorie auf, die Revolution könne vorerst in einem einzigen Land erfolgen, um dann auch auf andere Länder überzugreifen. Damit hat er die ideologisch-politische Grundlage geschaffen, in einem Lande die sozialistische Revolution (lies: Machtergreifung durch die Kommunisten) durchzuführen, wenn immer die politische Lage dazu geeignet ist. Die Sowjetunion wurde denn auch seit 1917 als Basis zur Weltrevolution betrachtet. Trotz ihren wiederholten Bekenntnissen zur Koexistenz betonten schon Lenin und Stalin verschiedentlich, es sei klar, dass diese auf die Dauer undenkbar sei. Ein Beispiel: Auf dem 8. Parteitag der Kommunistischen Partei Russlands sagte Lenin im Bericht des Zentralkomitees am 18. März 1919: »Hat es denn in der Geschichte auch nur eine grosse Revolution gegeben, die nicht mit Krieg verbunden gewesen wäre? Natürlich nicht! Wir leben nicht nur in einem Staat, sondern in einem System von Staaten, und die Existenz der Sowjetrepublik neben den imperialistischen Staaten ist auf die Dauer undenkbar. Am Ende wird entweder das eine oder andere siegen. Und bis dieses Ende eintritt, ist eine Reihe furchtbarster Zusammenstösse zwischen der Sowjetrepublik und den bürgerlichen Staaten unvermeidlich« (1). Im Lehrbuch »Grundlagen des Marxismus-Leninismus« (2), das auch offizielles Lehrbuch für die Studenten aller Hochschulen ist, wird daher offen der Sturz der Regierungen aller Länder ausserhalb des Ostblocks ausdrücklich proklamiert und sogar dargelegt, wie sich dieser zu vollziehen hat. Die Koexistenz gilt eben nur für die Arbeiter und Bauern eines Landes, nicht aber für dessen bürgerliche Regierung.

In der neueren Zeit unterscheidet man auch zwischen Koexistenz auf dem Gebiete der Politik, der Wirtschaftsbeziehungen und der Ideologie, wobei die Koexistenz auf ideologischem Gebiet unmöglich ist. So heisst es in der Deklaration der 81 kommunistischen Parteien vom 5. Dezember 1960: »Friedliche Koexistenz von Staaten verschiedener Gesellschaftssysteme bedeutet keine Versöhnung der sozialistischen mit der bürgerlichen Ideologie. Sie setzt vielmehr einen verstärkten Kampf der Arbeiterklasse und aller kommunistischen Parteien für den Triumph der sozialistischen Ideen voraus« (3).

Die Koexistenz als Mittel

Gerade die Koexistenz soll es sein, die diesen verstärkten Kampf ermöglicht, wie aus der Deklaration weiter hervorgeht: »Bei friedlicher Koexistenz entstehen günstige Möglichkeiten zur Entfaltung des Klassenkampfes in den kapitalistischen Ländern und der nationalen Befreiungsbewegungen der Völker in den kolonialen und abhängigen Ländern« (4). Im Rechenschaftsbericht des ZK der KPdSU an den XXIII. Parteitag finden wir dieselbe Linie, wenn erklärt wird, »dass die Sowjetunion ... die Koexistenz von Staaten mit unterschiedlicher Gesellschaftsordnung als eine Form des Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Kapitalismus ansieht« (5). Und: »Selbstverständlich ist eine friedliche Koexistenz dort unmöglich, wo es sich um innere Prozesse des Klassenkampfes oder des nationalen Befreiungskampfes in den kapitalistischen Ländern oder in den Kolonien handelt« (6). Oder: »Das ZK der KPdSU berücksichtigte beim Ausarbeiten der aussenpolitischen Linie von Partei und Staat die ganze Kompliziertheit der internationalen Lage, es liess sich ... vom Bestreben leiten, friedliche Bedingungen für den kommunistischen und sozialistischen Aufbau in den Ländern des sozialistischen Weltsystems zu sichern ... Bei der Festlegung und Durchführung der Aussenpolitik handelte das Zentralkomitee im Sinne der internationalen revolutionären Pflicht unserer Partei sowohl gegenüber den sozialistischen Bruderländern als auch gegenüber den Werktätigen aller Länder ... Die Treue zur Sache des Kommunismus, zum proletarischen Internationalismus und zur sozialistischen Solidarität war und wird immer ein Gesetz des Lebens und des Kampfes unserer grossen Leninschen Partei sein« (7).

Die Ausbreitung des Weltkommunismus vollzieht sich demnach mit allen Mitteln ausser dem der militärischen Auseinandersetzung. Wie oben dargelegt, soll der Kampf durch die Arbeiterklasse und deren Avantgarde, die Kommunistische Partei, geführt werden. Wie die Partei dabei vorzugehen hat, ergibt sich schon aus ihren Merkmalen, wie sie im kommunistischen Lehrbuch »Grundlagen des Marxismus-Leninismus« aufgeführt sind: »Die Kommunistische Partei ist der Vortrupp der Arbeiterklasse, das heisst ihr fortgeschrittener, bewusster Teil, der die breiten werktätigen Massen zum Kampf zu führen vermag für den Sturz des Kapitalismus und den Aufbau des Sozialismus« (8). Weiter: »Das wesentliche Merkmal der Partei neuen Typus besteht in ihrer unversöhnlichen Feindschaft zum Kapitalismus. Die Kommunisten kämpfen für die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft, für ihre revolutionäre Umgestaltung. In der Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, in der Errichtung der Diktatur des Proletariats sehen sie die unabdingbare Voraussetzung für diese Umgestaltung ... Die Kommunistischen Parteien gehen aber nicht aufs Geratewohl vor, sie handeln nicht blindlings, sondern lassen sich von der revolutionären Theorie des Marxismus-Leninismus leiten, der den Grundinteressen der Arbeiterklasse wissenschaftlichen Ausdruck verleiht ... Der revolutionäre Charakter der Partei bestimmt auch ihre Organisationsprinzipien, ihre Geschlossenheit, die Einheit ihres Handelns und ihre elastische Taktik« (9).

Die Taktik im Klassenkampf: Subversion

Was diese Taktik im Klassenkampf bedeutet, sollen einige Lenin-Zitate veranschaulichen. In »Die Ergebnisse der Diskussion über die Selbstbestimmung« aus dem Jahre 1916 findet sich der Satz: »Wir wären sehr schlechte Revolutionäre, wenn wir es nicht verstünden, im grossen Befreiungskampf des Proletariats für den Sozialismus jede Volksbewegung gegen die einzelnen Bedrängnisse des Imperialismus zur Verschärfung und Ausweitung der Krise auszunutzen« (10). 1920 schrieb er: »Man muss es verstehen, jedes Opfer zu bringen, die grössten Hindernisse zu überwinden, um systematisch, hartnäckig, beharrlich, geduldig gerade in denjenigen – und seien es auch die reaktionärsten – Einrichtungen, Vereinen und Verbänden Propaganda und Agitation zu treiben, denen proletarische oder halbproletarische Massen angehören« (11) und: »Einen mächtigeren Gegner kann man nur unter grösster Anpassung der Kräfte und nur dann besiegen, wenn man unbedingt aufs sorgfältigste, sorgsamste, vorsichtigste, geschickteste sowohl jeden, auch den kleinsten ‚Riss' zwischen den Feinden, jeden Interessengegensatz zwischen der Bourgeoisie der verschiedenen Länder, zwischen den verschiedenen Gruppen oder Schichten der Bourgeoisie innerhalb der einzelnen Länder als auch jede, selbst die kleinste Möglichkeit ausnutzt, um einen Verbündeten zu gewinnen, hinter dem Massen stehen, mag das auch ein zeitweiliger, schwankender, unsicherer, unzuverlässiger, bedingter Verbündeter sein. Wer das nicht begriffen hat, der hat auch nicht einen Deut vom Marxismus und vom wissenschaftlichen Sozialismus überhaupt begriffen« (12).

Lenin am ersten Jahrestag der Oktoberrevolution: Die Theorien Marx' werden zur Praxis; aus der Geschichtsphilosophie ist die Diktatur des Proletariates geworden.

Es geht also darum, alle Spannungen und Interessengegensätze, die sich in einem einzelnen Land oder zwischen mehreren bürgerlichen Ländern zeigen, zu verschärfen und zu erweitern. Dabei müssen dies nicht unbedingt Spannungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sein, es können durchaus auch andere Bewegungen unterstützt werden, wobei spezielle Theorien entwickelt wurden, wie diese der sozialistischen Revolution dienstbar gemacht werden können. So sind denn auch kommunistische Frontorganisationen auf den verschiedensten Gebieten tätig. Die Hauptsache ist die Vergiftung der öffentlichen Meinung. Je nachdem, wie weit man darin fortgeschritten ist, kann die Kommunistische Partei gemäss ihren Entwicklungsstufen tätig sein: »Anfänglich sind es meist nur propagandistische Gruppen, die ihre Arbeit hauptsächlich auf die eigenen Reihen beschränken. Das ist notwendig, um die ideologische Einheit zu sichern, um Kader heranzubilden und sich besser zu organisieren. Dann kommt die Zeit, da die Parteien unter den Massen zu arbeiten beginnen, da sie anfangen, die Streikkämpfe und die Massenaktionen der Arbeiterklasse zu leiten. Es ist die Periode der Vereinigung der spontanen Arbeiterbewegung mit den Ideen des Sozialismus und der Umwandlung der Arbeiterbewegung in eine klassenbewusste, organisierte Bewegung. In der folgenden Etappe wird die Partei zu einer realen politischen Kraft, die nicht nur die Mehrheit der Arbeiterklasse, sondern auch grosse Teile des Volkes zu führen vermag« (13). Ist die öffentliche Meinung genügend vergiftet, dass eine gesamtnationale Krise entstanden ist, so ist die »revolutionäre Situation« erreicht.

Zu dieser Theorie der Strategie und Taktik, wie sie Lenin entwickelt hat, steht auch noch der XXIII. Parteitag der KPdSU von 1966: »Die Leitung des Klassenkampfes ist eine grosse, schwierige Kunst, und heutzutage ist sie vielleicht schwieriger denn je zuvor. Die Verhältnisse, unter denen die Bruderparteien kämpfen, sind sehr verschiedenartig ... Die Erfahrungen der revolutionären Bewegung haben in den letzten Jahren aufs neue bestätigt, dass diejenigen Parteien erfolgreich sind, die sich von den bewährten und praktisch erprobten Leninschen Prinzipien der Strategie und Taktik leiten lassen, die der realen Situation Rechnung tragen« (14).

Ganz im Sinne dieser Taktik kann auch eine zeitweise Liberalisierung sein. Sie dient dann dazu, die Reihen der kommunistischen Organisationen zu verstärken, die Einheit der Arbeiterklassen zu fordern. In dieser Situation darf man aber nicht zulange bleiben, weil sonst die beabsichtigte Wirkung wieder aufgehoben würde durch den Verlust der charakteristischen Eigenheiten.

Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass es angesichts der Leninschen Lehre und der geschichtlichen Erfahrung bis in die jüngste Zeit niemandem zum Vorwurf gemacht werden kann, der dem Kommunismus gegenüber eine Abwehrstellung bezieht.

Zum Schluss sei aber doch allen Anhängern des Anti-Antikommunismus noch eine tröstliche Versicherung gegeben: Wenn im kommunistischen Staat einmal das »Paradies auf Erden« verwirklicht sein wird, werden sicher die meisten Antikommunisten nicht draussen warten wollen, sondern von selbst ihr »Anti« ablegen bzw. diesem ein zweites »Anti« beifügen.

Bibliographie

1) Lenin W. I., Werke in 40 Bänden XXIX (Ost-Berlin 1961) 138.

2) 2. A. (Ost-Berlin 1963)

3) »Neues Deutschland« vom 6. Dezember 1960, zit. in W. Leonhard, Sowjetideologie heute II a. a. O. 236.

4) ebenda S. 239.

5) XXIII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, a. a. O. 53.

6) ebenda S. 53.

7) ebenda S. 8.

8) Grundlagen des Marxismus-Leninismus, Lehrbuch, 2. A. (Ostberlin 1963) 400 f.

9) ebenda S. 400.

10) Lenin W. I., Werke in 40 Bänden XXII (Ost-Berlin 1961) 366.

11) Lenin W. I., Ausgewählte Werke in 2 Bänden II (Moskau 1946) 699.

12) ebenda S. 716.

13) Grundlagen des Marxismus-Leninismus a. a. O. 401.

14) XXIII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, a. a. O. 30 f.

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19
Für Studenten
Ermässigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag
Dienstag den ganzen
Tag geschlossen

Zu verkaufen in Küsnacht ZH
an bester Wohnlage in ruhigem Villenquartier
Einzelzimmer mit Bad
Eigener Zugang, Ausgang zum Garten.
Bushaltestelle direkt vor dem Hause.
Tennisplatz in nächster Nähe.
Besonders geeignet für Student(in).
Preis: Fr. 28 000.–.
stovag
Aktiengesellschaft für Stockwerkeigentum + Verwaltungen
Falkenstrasse 12, 8008 Zürich
Tel. (051) 47 99 80

421.6
ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH
Eine Uhr für Ihren Geschmack
eine Uhr für Ihre Ansprüche
eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht—die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.
Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend
Bahnhofstrasse 31, Zürich,
Telefon (051) 25 88 60

ex libris
Bücher
Platten
Plattenspieler
in Zürich
City: St. Peterstrasse 1
Oerlikon: Schaffhauserstr. 359
Altstetten: Badenerstrasse 697

INSTITUT MINERVA

Vordiplom-Vorbereitungskurse

in:

Anorganischer Chemie
Organischer Chemie
Kristallographie
Mathematik
Darstellender Geometrie
Linearer Algebra
Baustatik
Physik
Mechanik

Beginn: 20. Juni

Detaillierte Zirkulare und Anmeldeformulare können in unserem Sekretariat, Scheuchzerstrasse 2, bezogen oder telefonisch (26 17 27) bestellt werden.

Lieferung nur an konz. Firmen

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel en gros
Zürich 5 Sihlquai 125 Postfach 8023 Zürich ✆ 051/423311

Chemie

Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Ihr Besuch freut uns

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

SWISSAIR

sucht

Studentinnen und Studenten für die Mitarbeit im Passagierdienst

(Abflugschalter in Kloten)

Für die Tätigkeit im steten Kontakt mit den Fluggästen sind gute Englisch- und Französisch-Konversationskenntnisse notwendig.

Schweizer(innen), die während der ganzen nächsten Semesterferien (und eventuell auch wieder in den nächsten Jahren) zur Verfügung stehen, verlangen bitte ein Anmeldeformular.

SWISSAIR, Personaldienst, 8021 Zürich
Tel. (051) 83 56 11, intern 6326

Nach wie vor können wir während der Semesterferien auch kräftige Studenten schweizerischer Nationalität als Gepäckarbeiter beschäftigen; Mindestanstellungsdauer 4 Wochen.

Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82

A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23

– 10% Std.-Rabatt – Treffpunkt Hochschulnähe – Ruhiger Unterricht – Schulwagen Opel Rekord 1966

SCHWEIZERISCHE BEWACHUNGS-GESELLSCHAFT SECURITAS

Eine lohnende Beschäftigung

für die Semesterferien finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen monatlich Fr. 1000.— zuzüglich evtl. Ueberzeitentschädigung.

Schreiben oder telephonieren Sie uns! Unser Personalchef steht Ihnen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung.

SECURITAS AG, Militärstrasse 24
8021 Zürich, Tel. 27 43 10

SECURITAS AG

Studenten bekommen den Tages-Anzeiger 30% billiger. Weil sie unsere teuersten Leser sind.

Als Student hatte Herr Dr. B. Riesco den Tages-Anzeiger abonniert. (Jetzt bekommt er ihn gratis, weil er dort arbeitet.)

Wir wissen nicht, nach welchen Gesichtspunkten Sie die Qualität einer Zeitung beurteilen. Wir jedoch wissen, wonach wir uns bei der Gestaltung des Tages-Anzeigers richten.

Der Inhalt der politischen und wirtschaftlichen Information und der Gehalt der kulturellen Kommentare müssen den Ansprüchen unserer anspruchsvollsten (und kritischsten) Leser vollauf genügen.

Dazu gehören in erster Linie die Studenten.

Übrigens meinen viele Studenten, schon allein wegen der Wochenausgabe des Tages-Anzeigers, dem TA7, lohne es sich, den Tages-Anzeiger zu abonnieren.

Aber wir kennen nicht nur die Ansprüche, sondern auch die Bedürfnisse der Studenten. (Schliesslich sitzen 20 ehemalige Studenten in der Tages-Anzeiger-Redaktion.)

Wenn Sie also zum Beispiel ein Zimmer suchen, das sich nicht nur bewohnen, sondern auch bezahlen lässt, dann geben Sie doch einfach telefonisch ein Kleininserat im Tages-Anzeiger auf.

Einen Job für die Semesterferien werden Sie im Stellen-Anzeiger unter 2000 Stellenangeboten pro Woche bestimmt auch finden.

Und wenn Sie mit einer netten Kommilitonin ausgehen möchten, dann genügt ein Blick in den Tages-Anzeiger, und Sie wissen, wo gerade was los ist.

Überlegen Sie sich einmal, was Sie alles bekommen, wenn Sie den Tages-Anzeiger für Fr. 4.20 abzüglich 30% (also nur Fr. 2.95) im Monat abonnieren.

Und wenn Sie dann trotzdem den Tages-Anzeiger erst 14 Tage lang gratis lesen wollen, bevor Sie sicher sind, dass er die 100%ig richtige Zeitung für Sie ist, dann finden wir das von einem unserer teuersten Leser nicht mehr als recht und billig.

Ich abonniere den Tages-Anzeiger

☐ für 14 Tage gratis
☐ für 3 Monate (zu Fr. 8.80 statt Fr. 12.60)
☐ für 6 Monate (zu Fr. 17.65 statt Fr. 25.20)
☐ für 12 Monate (zu Fr. 35.30 statt Fr. 50.40)

Frau/Frl./Herr .....
Strasse: .....
Postleitzahl/Ort: .....
Hochschule: .....
Fakultät: .....
Semester: .....

30%

Bitte senden Sie diesen Coupon an die Vertriebsabteilung, Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.

ZS 2. 3.